1,40 DM / Band 91
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

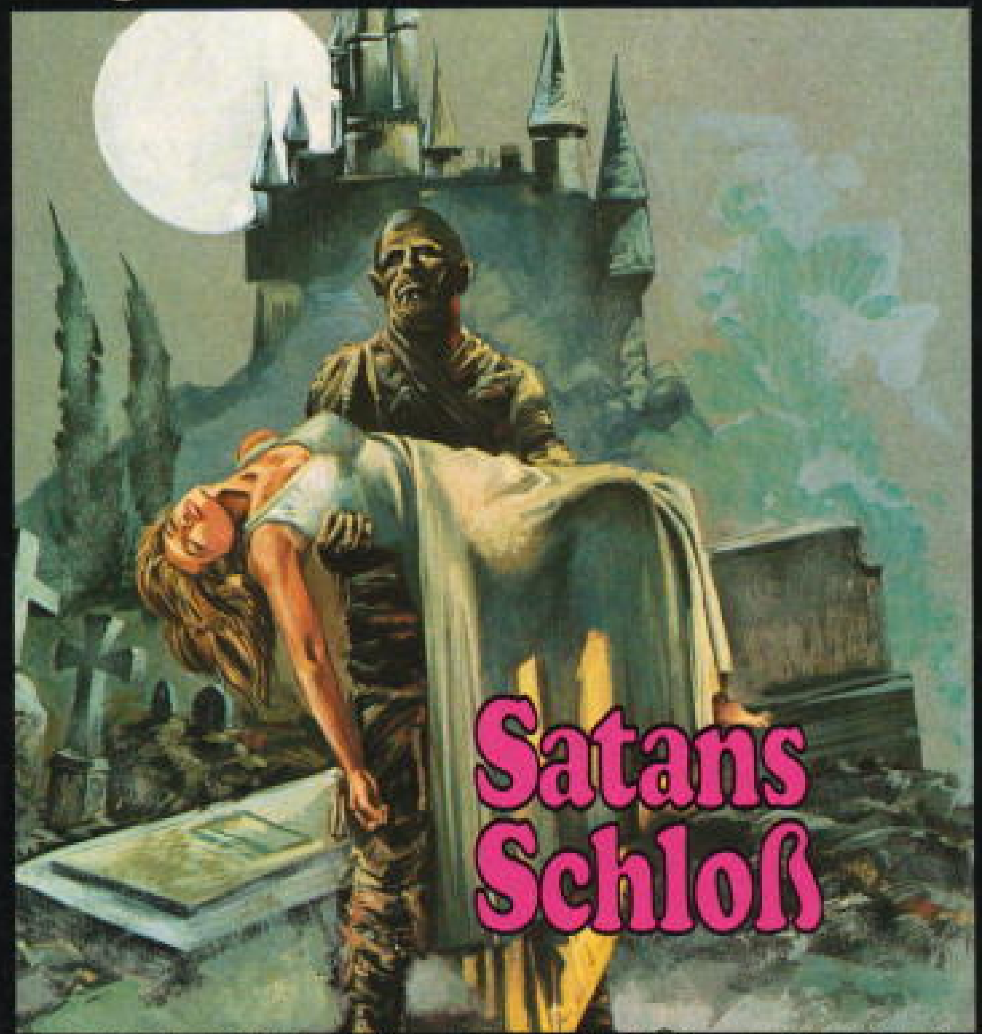
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Satans Schloß

John Sinclair Nr. 91

von Richard Wunderer

erschienen am 01.04.1980

Titelbild von Kandemiroglu

Sinclair Crew

Satans Schloß

Michelle Larane schlug die Augen auf und starrte entsetzt in die unheimliche Dunkelheit. Die Siebzehnjährige wagte nicht, sich zu bewegen.

Da waren sie wieder! Die Stimmen, die die Totenstille zerrissen und raunend den Namen des Mädchens riefen! »Michelle! Michelle! Komm zu uns, Michelle! Komm!«

Wie in Trance erhob sie sich und ging ins Freie. Bleich stand der Mond über dem dunklen Wald, als Michelle auf die Lichtung trat. Im nächsten Moment sah sie die Wesen, die sie gerufen hatten. Aus ihrem weit aufgerissenen Mund brach ein grauenhafter Schrei!

Pierre Arambon setzte sich kerzengerade auf seiner Luftmatratze auf. Er war schweißgebadet. Ein entsetzlicher Alptraum hatte ihn geweckt, die Vision, seine Freundin Michelle habe gräßlich geschrien.

»Michelle?« fragte der junge Mann mit bebenden Lippen. Er streckte die Hand nach ihr aus, doch der Platz neben ihm auf der Luftmatratze war leer, der Schlafsack zur Seite geschoben. Sein Blick fiel auf den Eingang des Zeltes. Der Reißverschluß war aufgezogen.

»Michelle?« stammelte Pierre verwirrt. Noch war er schlaftrunken und begriff nicht sofort, was sich in dem Zelt auf der einsamen Waldlichtung abgespielt hatte.

In diesem Moment gellte vor dem Zelt ein Schrei.

Pierre schnellte hoch. Er hatte gar nicht geträumt! Michelle schrie in Todesangst!

Mit einem Satz war Pierre im Freien und sah sich um. Der Mond beschien eine gespenstische Szene. Seine Freundin stand mitten auf der Lichtung, die Arme abwehrend von sich gestreckt, und starrte mit verzerrtem Gesicht auf Nebelstreifen, die langsam auf sie zutrieben.

»He, Cheri!« rief Pierre Arambon erleichtert. Dem Neunzehnjährigen fiel ein Stein vom Herzen. Er hatte schon gedacht, es wäre wirklich etwas geschehen! »Cheri, komm ins Zelt und…«

Der Rest des Satzes blieb ihm im Hals stecken. Ächzend wankte er.

Die Nebelfetzen nahmen Gestalt an. Schauderhafte Wesen krochen auf Michelle zu, Ungeheuer mit glühenden Augen und weit aufgerissenen Mäulern!

Schlagartig fielen Pierre die alten Geschichten über das Schloß ein. Château Brouillard sollte mit einem Fluch beladen sein. Er hatte nie daran geglaubt, doch in diesem Moment erblickte er das Schloß auf dem Hügel über den Baumwipfeln. Es war von einem unheimlichen rötlichen Schein umgeben.

Pierre spürte die Wellen des Bösen, die von diesem alten Gemäuer ausstrahlten. Und er erkannte endlich die tödliche Gefahr, in der seine Freundin schwebte.

Mit einem wilden Aufschrei warf er sich den Bestien entgegen. Er wollte Michelle retten, wollte sie gegen die Angreifer verteidigen, doch aus dem geballten Nebel schoß eine krallenbewehrte Pranke hervor. Sie traf ihn am Kinn.

Der Schlag schleuderte Pierre über die halbe Lichtung. Benommen blieb er liegen. Vergeblich versuchte er, sich wieder hochzustemmen. Seine Finger bohrten sich in den weichen Boden. Er hatte Erde und Grasfetzen im Mund und spuckte sie aus. Sein Atem pfiff aus den Lungen. Jeder Knochen fühlte sich an, als wäre er gebrochen.

Und dort drüben stand Michelle noch immer regungslos, von Grauen und Todesangst gelähmt. Sie konnte nicht einmal weglaufen, als sich von allen Seiten abscheuliche Dämonen auf sie stürzten, packten und

zu Boden rissen.

»Nein!« schrie Pierre Arambon gequält auf. »Laßt sie los!«

Er verlor fast den Verstand, als die Fabelwesen seine Freundin mit ihren scheußlichen Pranken hochrissen. Michelle schwebte jetzt über den deformierten Schädeln mit den glühenden Augen und den geifernden Mäulern. Wie eine aufgebahrte Leiche ruhte sie auf den schleimigen, schuppigen oder mit zottigem Fell bedeckten Händen der Dämonen.

Sie gab kein Lebenszeichen mehr von sich!

Trotz der Schmerzen kam Pierre Arambon auf die Beine. Er war hart im Nehmen, und bei den Fußballspielen am Wochenende mit seinen Vereinskameraden wurde er schon mal kräftig umgesäbelt, ohne daß er vom Platz getragen werden mußte.

»Michelle!« rief er noch einmal und überquerte humpelnd die Lichtung.

Die Dämonen trugen ihr Opfer davon, in den Wald hinein und zum Château Brouillard hinauf, dem roten Leuchten entgegen.

»Pierre!« Michelles Stimme drang schwach zwischen den Bäumen hervor. »Um Himmels willen, Pierre, hilf mir!«

»Ich komme!« Pierre verdoppelte seine Anstrengungen, doch es war vergeblich. Die Schauerwesen waren viel schneller als er, obwohl er den Berg hinaufhetzte, als wäre er bei einem Wettrennen. Er sah eben noch, wie sie durch das Portal in das Schloß glitten. Hinter ihnen schlug das schwere Holztor mit einem dumpfen Poltern zu.

Wie ein Verrückter riß Pierre Arambon an dem Klingelzug, bis sich nach einigen Minuten eine Klappe in dem Tor öffnete. Das häßlichste Gesicht, das Pierre je gesehen hatte, tauchte auf.

»Verschwinde!« keifte der alte Mann. »Weg hier!«

»Michelle!« keuchte Pierre. »Sie haben meine Freundin ins Schloß gebracht! Diese… diese Ungeheuer haben sie verschleppt!«

Der Alte stieß ein hohles Kichern aus. »Du hast zu viel Rotwein getrunken, Kleiner!« rief er mit schriller Stimme. »Geh nach Hause und schlaf deinen Rausch aus! Außer dem Comte und mir ist niemand im Schloß!«

Er schlug die Klappe zu, und diesmal rührte sich nichts mehr im Schloß, als Pierre bis zur völligen Erschöpfung den Klingelzug betätigte.

Das rote Leuchten verschwand, und in dem jungen Mann breitete sich dumpfe Hoffnungslosigkeit aus. Er war bereits überzeugt, daß er Michelle nicht wiedersehen würde.

Die Geister von Château Brouillard hatten sie geholt, und die Geister gaben keines ihrer Opfer her.

Zumindest nicht lebend!

***

»Die Loire-Schlösser habe ich eigentlich anders in Erinnerung«, murmelte Jane Collins, die sich neben mir im Sitz des Bentley räkelte. »Lieblicher, irgendwie freundlicher, nicht so kalt und abweisend.«

Ich warf einen Blick durch die Windschutzscheibe. Jane, die hübscheste Privatdetektivin der Welt mit goldblonden Haaren, hatte wieder einmal recht. Mein silbergrauer Bentley rollte auf einer schmalen, gewundenen Straße durch einen düsteren, fast schwarzen Wald. Die alten Bäume standen zu beiden Seiten der Fahrbahn wie eine undurchdringliche Mauer.

Über allem thronte auf einem schroffen Felsen eine Burg, die wenig mit den prunkvollen Loire-Schlössern gemeinsam hatte. Trotzdem befanden sich Jane und ich im Loire-Tal in Frankreich, und zwar im hochoffiziellen Auftrag von Scotland Yard. Ich, Oberinspektor John Sinclair, wurde von meiner Dienststelle sozusagen an die französische Polizei ausgeliehen.

»Darling«, sagte ich zu Jane und streifte ihr besorgtes Gesicht mit einem schnellen Seitenblick. »Wir sind zu einem Geisterschloß und nicht zu einer Touristenattraktion unterwegs.«

»Erst mal abwarten, was an der Geschichte dran ist«, meinte Jane.

»Vorläufig wissen wir nur, daß vor einer Woche ein junges Mädchen aus dieser Gegend verschwunden ist. Und daß ihr Freund behauptet, sie wäre von dämonischen Gestalten nach Château Brouillard verschleppt worden. Weißt du übrigens, daß ›brouillard‹ Nebel heißt?«

»Wie passend«, antwortete ich. Das Schloß hoch oben auf dem Felsen wirkte schon durch seine grauen Steinmauern unheimlich und abweisend. Noch dazu zogen Nebelschlieren um das Bauwerk aus dem vierzehnten Jahrhundert. Es ging zwar schon auf den Abend zu, doch der Augustabend war warm. Nebel durfte es trotz des dichten Waldes eigentlich gar nicht geben.

»Da vorne liegt Nouvatelle.« Jane deutete durch die Windschutzscheibe. Wir rollten soeben einen Hang hinunter. Vor uns lag eine Kleinstadt, die im Gegensatz zu dem Château freundlich und anziehend wirkte. »Wo Suko nur bleibt?«

Ich warf einen Blick in den Rückspiegel, doch mein chinesischer Freund auf seiner Harley war noch nicht zu sehen. »Du weißt doch, daß er seinen Feuerstuhl richtig ausfahren und genießen möchte«, meinte ich beruhigend. »Deshalb haben wir vereinbart, daß wir nicht aneinander kleben. Er wird schon kommen.«

Suko war ein leidenschaftlicher und ausgezeichneter Motorradfahrer. Ihm stieß nicht so leicht etwas zu. Es gab wirklich keinen Grund, sich um meinen Freund zu sorgen.

In dem kleinen Gendarmerieposten von Nouvatelle lernten wir Sergeant Frambon kennen, einen vierzigjährigen Mann mit einem schwarzen Schnurrbart, dessen Spitzen das Kinn berührten.

»Nichts Neues im Fall Michelle Larane«, sagte er, nachdem wir uns vorgestellt hatten. Dabei verschlang er Jane mit feurigen Blicken. Auch die übrigen Gendarmen starrten meine Begleiterin an. Ich konnte es ihnen nicht verdenken. »Monsieur Sinclair, wir vermuten, daß die beiden jungen Leute Streit hatten und daß Michelle weglief. Vielleicht hat sie Pierre Arambon auch sitzen lassen und ist mit einem anderen losgezogen. Sie kennen doch diese jungen Leute von heute.«

»Eigentlich zähle ich mich auch noch zu den jungen Leuten«, bemerkte Jane lächelnd.

Der Sergeant lief rot an. »Pardon, Mademoiselle, ich meinte… ich wollte sagen…«

»Schon gut«, sagte ich grinsend. »Jedenfalls sind wir hier, um die Geschichte zu untersuchen. Wie kamen Sie eigentlich auf mich?«

Sergeant Frambon riß sich zusammen. Jane lenkte ihn sichtlich ab. »Das war die Idee des Grafen, Monsieur l'Inspecteur! Der Comte de Brouillard kannte Ihren Namen und wußte, daß Sie… daß Sie sich mit solchen Dingen beschäftigen.«

Es war klar, daß der Sergeant nicht an Schwarze Magie, Dämonen und Sendboten der Hölle glaubte, doch das störte mich nicht.

»Im Yard hat man mir gesagt, daß wir auf dem Schloß wohnen werden«, sagte ich, weil wir hier offenbar nichts mehr erfuhren. »Können Sie mir sagen, wie ich fahren muß?«

»Wollen Sie wirklich mit dem Bentley fahren?« Frambon warf einen ungläubigen Blick aus dem Fenster auf meinen vor dem Gendarmerieposten parkenden Wagen. »Dann seien Sie vorsichtig, Monsieur Sinclair.«

Er beschrieb mir, wie ich die Zufahrt zu dem Schloßberg finden konnte, und blickte uns skeptisch nach.

Fünf Minuten später verstand ich seine Bedenken. Die Straße war aus dem Felsen herausgesprengt, gerade so breit, daß die Reifen noch Platz hatten, und völlig ungesichert.

»An solchen Tagen wünsche ich mir, in London in meinem Bett zu liegen«, stöhnte Jane.

Ich wollte sie beruhigen, obwohl mir der kalte Schweiß ausbrach und ich so vorsichtig Gas gab, als hätte ich ein rohes Ei unter dem Pedal liegen.

»So schlimm ist es doch auch nicht, Darling! Wir haben schon ganz andere Sachen geschafft.«

»Das sagst du so leicht«, erwiderte Jane mit bebender Stimme. »Du sitzt ja auch nicht am Abgrund. Warte auf die Talfahrt, dann wird dir anders.«

Ich warf einen Blick über die Felskante hinaus und schluckte. Tief unter uns erstreckten sich sanfte Hügel und schlängelte sich die Loire durch ihr weltberühmtes Tal.

Eine falsche Bewegung am Steuer, und wir schlossen unsanfte Bekanntschaft mit diesem Tal!

Fünf Minuten später hatten wir es hinter uns. Der Bentley rollte vor dem Portal von Château Brouillard aus.

»Das nächste Mal gehe ich zu Fuß!« verkündete Jane.

»Willkommen auf Château Brouillard!« rief eine schrille Stimme hinter uns.

Wir wirbelten herum und standen einem Mann gegenüber, bei dessen Anblick es mir eiskalt den Rücken hinunter lief.

***

Suko genoß es, auf seinem Feuerstuhl über die schnurgeraden, in sanften Wellenlinien auf und ab führenden französischen Chausseen zu jagen. Auf der schweren Maschine wirkte der massige Chinese noch wuchtiger, trug er doch schwarze Lederkluft, bis zu den Knien reichende feste Stiefel und einen ebenfalls schwarzen Sturzhelm, der den ganzen Kopf umschloß. Suko trug diese Ausrüstung nicht nur, weil er sich darin gefiel, sondern weil sie ihm auch auf seinem schnellen Feuerstuhl die nötige Sicherheit bot.

Suko hatte den Anschluß zu meinem Bentley verpaßt, weil er einen kurzen Umweg über eine schmale Seitenstraße einschlug, die mitten durch die Hügel und Felder führte. Hier legte er sich tief in die engen Kurven, drehte auf den Geraden auf, daß der Motor unter ihm röhrte, und jagte in die nächste Kurve. Suko wußte, daß er immer noch rechtzeitig nach Château Brouillard gelangte.

Doch es kam anders. Er stutzte, weil für seinen Geschmack die Abenddämmerung zu schnell hereinbrach. Zwar tauchte die Hauptstraße an dieser Stelle in einen urwaldähnlichen, fast schwarzen Forst ein, hinter dem sich der Felsen mit dem Schloß erhob. Trotzdem erlosch das Tageslicht viel zu rasch.

Irritiert schaltete Suko den starken Scheinwerfer seiner Harley ein. Der grelle Lichtkegel stach in die Dunkelheit, doch gleich darauf schien er verschluckt zu werden. Das Licht wurde schwächer und schwächer, so daß Suko das Gefühl hatte, in einen endlosen Tunnel zu rasen.

Nebel!

Der massige Chinese bremste vorsichtig, doch die Maschine jagte weiter. Suko versuchte eine Notbremsung.

Ohne Erfolg!

Schweiß brach ihm aus. Ungebremst donnerte die Harley-Davidson in den Nebel hinein. Da half nicht einmal mehr, daß Suko die Zündung ausschaltete. Die Geschwindigkeit verringerte sich nicht.

Und im nächsten Moment waren sie da! Von allen Seiten sprangen scheußliche Gestalten aus dein Nebel und griffen den Chinesen an,

Dämonen, die sich im Schutz der grauen Schlieren herangeschlichen und auf ihr Opfer gelauert hatten.

Ganz flach preßte sich Suko auf das Motorrad, daß seine massige Gestalt mit der Maschine verschmolz. Es half ihm nichts.

Hageldicht prasselten die Schläge auf seinen breiten Rücken und seine Schultern. Es hörte sich an, als ginge ein Schauer faustgroßer Steine auf den Sturzhelm nieder.

Es krachte und knallte und dröhnte in dem engen Helm, daß Suko gepeinigt aufschrie. Er glaubte, seine Trommelfelle würden platzen und sein Kopf zerspringen.

Die Schläge betäubten ihn beinahe. Er konnte die Harley nicht mehr halten.

Die kraftvolle Maschine entglitt seiner Kontrolle und schoß seitlich über die Fahrbahn hinaus.

Das Vorderrad grub sich in den weichen, moderigen Waldboden. Das Hinterrad hob ab und drehte sich aufheulend leer durch.

Suko wurde wie von einem bockenden Hengst abgeworfen, flog durch die Luft, wirbelte geistesgegenwärtig herum und prallte auf den federnden Untergrund, wurde herumgeschleudert und überschlug sich mehrmals.

Reglos blieb er liegen, als die Dämonen heranschwebten. Lautlos umringten sie den Ohnmächtigen. Sie warteten, bis Suko sich stöhnend bewegte.

Gerade als sich der massige Chinese aufsetzen und den Helm abnehmen wollte, legten sich kalte, schleimige Hände auf seinen Hals, schoben sich unter den Helm und berührten seine Stirn.

Sein Schrei blieb in der Kehle stecken. Röchelnd sackte Suko auf den Waldboden zurück und lag da wie tot, als sich die Dämonen in Form von Nebelstreifen zurückzogen und auf Château Brouillard zutrieben.

***

Obwohl ich diesen Mann noch nie gesehen hatte, kam er mir so bekannt vor, als wäre er mir schon oft in verschiedenen Gestalten begegnet.

»John«, murmelte Jane und drängte sich näher an mich.

Man sollte Menschen nie nach ihrem Äußeren beurteilen. Trotzdem konnte ich mich nicht gegen das Grauen wehren, das in mir hochstieg.

Nichts schien an diesem offenbar schon uralten Mann zusammenzupassen. Arme und Beine waren verschieden lang, der Kopf war deformiert. Die Stirn floh unmittelbar oberhalb der Augenbrauen flach nach hinten und ging sofort in den kahlen Schädel über. Die zu großen Augen saßen in diesem merkwürdigen Kopf ganz oben und wurden nur durch die Augenbrauen von der Glatze getrennt. Die weißen, fleischigen Lippen schienen sich nicht mehr schließen zu

können und gaben den Blick auf schief stehende, überlange Zähne frei.
Der Mann warf kreischend die Arme in die Luft, tanzte auf der Stelle und schrie immer wieder:
»Willkommen auf Château Brouillard! Willkommen…!«
»Schweig, Jacques!« peitschte eine scharfe Stimme auf den Mann nieder.
Die in Lumpen gehüllte Gestalt zuckte heftig zusammen, wirbelte herum und rannte in grotesken Sprüngen durch das Portal in das Schloß hinein.
»Um Himmels willen, John, wer war das?« fragte Jane schaudernd.
»Das war mein Diener Jacques«, antwortete an meiner Stelle dieselbe Stimme, die den Alten verscheucht hatte. Im nächsten Moment trat ein sehr gepflegter, grauhaariger Gentleman mit einem energischen, von zahlreichen Falten durchzogenen Gesicht aus dem Schloß.
»Verzeihen Sie den merkwürdigen Empfang«, sagte der Mann in gutem Englisch. »Jacques ist etwas seltsam, aber ich bringe es nicht über das Herz, ihn zu entlassen. Er könnte nirgends hingehen.«
»Comte de Brouillard?« Ich stellte mich und Jane vor. »Wir haben schon mit Sergeant Frambon gesprochen. Dieses Mädchen ist also nicht mehr aufgetaucht?«
Der Comte schüttelte den Kopf. »Leider nein! Frambon ist ein Dummkopf! Er glaubt, daß Michelle durchgebrannt ist. Aber ich glaube Pierre. Er hat behauptet, daß Geister seine Freundin hierher verschleppt haben. Ich studiere seit Jahren die Magie und vor allem die Dämonen in meinem Schloß. Bisher kam es nur zu harmlosen Zwischenfällen, doch nun muß etwas unternommen werden. Ich hatte von Ihnen gehört, Mr. Sinclair, und…«
»Ja, gut, darüber können wir später sprechen.« Ich sah ungeduldig in das Tal hinunter. Von hier oben konnte man die Straße überblicken, auf der wir gekommen waren. Sie blieb leer. »Sie haben dem Yard angeboten, uns auf dem Schloß wohnen zu lassen, Comte?«
»Ich zeige Ihnen sofort Ihre Zimmer«, bot Comte de Brouillard an, doch ich winkte ab.
»Suko müßte eigentlich längst hier sein«, sagte ich zu Jane. »Geh du schon hinein. Ich fahre noch einmal zurück.«
»Mit dem Bentley über diese Straße?« rief Jane schaudernd.
»Es wird mir wohl nichts anderes übrigbleiben«, meinte ich unbehaglich. »Oder haben Sie ein geeigneteres Fahrzeug, Comte?«
»Ich verlasse mein Schloß so gut wie nie, und wenn, dann zu Fuß«, antwortete unser Gastgeber.
Achselzuckend machte ich mich auf die Rückfahrt. Jane winkte mir noch zu, dann mußte ich mich ganz auf die Straße konzentrieren.
Jane behielt recht. Diesmal saß ich direkt am Abgrund. Ich bin kein ängstlicher Typ und schlage mich auch mit einem Dutzend Vampiren,

wenn es sein muß. Ich hatte auch schon die schlimmsten Situationen durchgestanden. Trotzdem bekam ich auf dieser Fahrt eine Gänsehaut nach der anderen. Nur im Schrittempo ließ ich den Bentley die steil abfallende, ungesicherte Straße hinunterrollen. So ging das nicht auf Dauer. Ich brauchte einen wendigeren Wagen, sonst brachen wir uns noch das Genick.

Zu Jane hatte ich nichts gesagt, aber inzwischen machte ich mir um Suko große Sorgen. Mein chinesischer Freund kam zwar in allen Lebenslagen zurecht, aber unverwundbar war er nicht. Er wußte, daß wir gleich nach unserer Ankunft mit der Arbeit beginnen wollten. Daher konnte ich mir kaum vorstellen, daß er noch eine private Spritztour unternahm. Es mußte ihm etwas zugestoßen sein.

Die harmloseste Erklärung wäre eine Panne gewesen. Da wir gegen die Mächte der Hölle kämpften, gab es jedoch zahlreiche nicht so harmlose Gründe für seine Verspätung!

Schweißgebadet erreichte ich das Tal und beschleunigte. Der Motor des Bentley schnurrte unter der Kühlerhaube.

Sonst genoß ich es, diesen Wagen zu fahren. Er war der einzige Luxus, den ich mir leistete. An diesem Abend jedoch trieb mich die Sorge um Suko an. Es wurde bereits dunkel. Ich mußte die Scheinwerfer einschalten, als ich in den Wald eintauchte. Die Straße verlief kilometerweit schnurgerade. Suko fuhr bestimmt mit Licht. Dennoch entdeckte ich keinen Scheinwerfer.

Beinahe wäre ich daran vorbeigefahren! Nur für einen Moment blitzte etwas neben der Straße auf. Die Scheinwerfer hatten eine blanke Metallfläche erfaßt.

Ich rammte den Fuß auf die Bremse, daß die Reifen quietschend blockierten, fing den schleudernden Bentley auf der nebelfeuchten Straße ab und hebelte den Rückwärtsgang hinein.

Schon im Näherkommen schälten sich die Umrisse des Motorrades aus Gestrüpp und hüfthohen Farnen neben der Straße heraus. Mit einem Satz war ich im Freien und lief zu der umgestürzten Maschine hinüber.

Es war eine Harley.

Sukos Harley!

»Suko!« schrie ich und legte die Hände als Schalltrichter an den Mund. »Suko!«

Suko… Suko… Suko… hallte es dumpf aus dem Wald zurück.

Plötzlich sah ich meinen Freund. Er lag verkrümmt unter einer der riesigen Fichten und reagierte nicht auf meine Rufe.

Eisige Furcht packte mich.

»Suko«, flüsterte ich und lief los.

***

»Es kommt Ihnen sicher seltsam vor, daß ich mit Jacques allein auf dem Schloß lebe«, sagte Comte de Brouillard mit einem charmanten Lächeln und nahm Jane Collins die Koffer ab.

»Nein, gar nicht«, antwortete sie, obwohl es ihr tatsächlich seltsam vorkam. Das Schloß war viel größer, als es von außen wirkte. Allein der Schloßhof überraschte Jane durch seine Ausmaße.

»Ich bewohne nur ein paar Räume.« fuhr der Comte mit seinen Erklärungen fort, während er die Halle betrat. »Ich bin sehr anspruchslos, weil ich mein Leben der Wissenschaft gewidmet habe.«

»Der Magie?« fragte Jane und musterte die eisernen Ritterrüstungen, die ringsum an den Wänden aufgestellt waren.

»Der Magie und diesem Schloß, Miß Collins. Es füllt mein Leben aus.«

Die Zimmer, die für Jane und mich bereitgestellt waren, lagen im ersten Stock. Das bezog sich jedoch nur auf den Schloßhof. Als Jane aus dem Fenster blickte, schauderte sie. Direkt unter dem Fenster fiel der Felsen senkrecht ab. Vom Fensterbrett löste sich ein Steinchen. Es fiel und fiel, bis sie es nicht mehr sehen konnte. Jane schluckte.

»Sie wollen sicher allein sein, um sich von der anstrengenden Reise zu erholen, Miß Collins«, sagte Comte de Brouillard galant. »Sobald Mr. Sinclair zurück ist, können wir essen.«

Mit Unbehagen dachte Jane daran, daß der Diener Jacques sicherlich auch kochte und servierte, doch sie nickte dem Schloßherrn lächelnd zu. »Ja, vielen Dank! Ich bin überzeugt, daß wir alle Probleme lösen werden.«

Hinter dem Comte schloß sie ab und überprüfte die Verbindungstür zu meinem Zimmer. Sie war versperrt. Der Schlüssel steckte auf ihrer Seite. Erst jetzt räumte sie die Koffer aus und öffnete den Schrank. Während sie die Kleider aufhängte, ließ sie sich alles durch den Kopf gehen. Sie war ebenso wie Suko bereit gewesen, mich bei diesem Einsatz in Frankreich zu begleiten, obwohl sie und Suko mehr an einen Kurzurlaub glaubten. Bisher gab es keine Anzeichen, daß höllische Mächte am Werk waren.

Jane griff nach einem hellen, geblümten Sommerkleid, als ein Schatten auf den Koffer fiel. Für einen Moment blieb sie wie erstarrt stehen, dann wirbelte sie herum und wich mit einem lauten Aufschrei zurück.

Hinter ihr stand Jacques und grinste sie mit seinem schiefen, unproportionierten Gesicht an. Sein Mund öffnete sich, daß die langen gelben Zähne weit über die Lippen ragten.

Jacques reckte die Arme nach Jane und sprang auf sie zu.

Der erste Schreck war vorbei. Geistesgegenwärtig ließ sich Jane zu Boden fallen, rollte sich ab und kam hinter dem Diener wieder auf die Beine.

Jacques stürzte gegen das Bett, schnellte jedoch für sein Alter überraschend wendig zu Jane herum und schlug mit den ungleich großen Händen durch die Luft. Jane ging langsam rückwärts. Sie konnte in dem entstellten Gesicht nicht lesen. Aber die Augen dieses seltsamen Mannes erschienen ihr plötzlich nicht feindselig.

War alles vielleicht nur ein Mißverständnis? Aber wie war er in dieses verschlossene Zimmer gelangt? Er war nicht vor ihr dagewesen!

»Jacques«, sagte Jane und blieb stehen. »Jacques, was wollen Sie von mir?«

Die unzähligen Falten verzogen sich zu einem abstoßenden Grinsen. »Weggehen!« stieß er hervor. »Beide! Weggehen!«

Jane konnte ihn nichts mehr fragen, weil heftige Schläge an ihrer Tür ertönten.

»Miß Collins!« schrie der Comte. »Miß Collins! Machen Sie sofort auf! Ist etwas passiert?«

Bestürzt stellte Jane die Veränderung fest, die mit dem alten Diener vor sich ging. Grauen verzerrte sein Gesicht. Er stand wie gelähmt da.

»Moment!« rief sie und winkte Jacques zu, er solle sich hinter der Tür verstecken. Zitternd schlurfte der Alte in die tote Ecke. Jane schloß auf. »Ich bin nur über etwas erschrocken, Comte«, sagte sie zu dem Schloßherrn, der sie besorgt musterte. »Nicht weiter schlimm, ich…«

Comte de Brouillard betrat an ihr vorbei den Raum. »Ich hörte Ihre Schreie und dachte…!« Als er sich umdrehte, entdeckte er seinen Diener. Zorn flammte in seinen Augen auf. Er schrie Jacques in einer Sprache an, die Jane nicht verstand. Wie ein geprügelter Hund schlich der Diener aus dem Zimmer. »Verzeihen Sie, es wird nicht mehr vorkommen!« sagte der Comte mühsam beherrscht zu Jane und eilte Jacques nach.

Verwirrt blickte sie den beiden Männern hinterher. Sie wurde aus keinem von ihnen schlau. Und sie wünschte sich, ich wäre schon zurück!

Die Nacht senkte sich bereits auf Château Brouillard und schloß es noch mehr von der Außenwelt ab. Jane kam sich wie der Köder in einer Falle vor. Sie begann zu ahnen, daß es nichts mit dem Urlaub in Frankreich wurde, von dem sie geträumt hatte.

***

»Suko!« Ich beugte mich über meinen Freund und hatte Angst davor, was ich zu sehen bekommen würde. Er mußte sich mit dem Motorrad mehrmals überschlagen haben. »Suko!« Ich rüttelte ihn vorsichtig an der Schulter, doch er reagierte nicht.

Behutsam löste ich die Verschlüsse seines Helms und zog ihn über den Kopf herunter. Sukos Augen standen weit offen. Sie waren von Leben erfüllt und genau auf mich gerichtet.

Ich schaltete einen Moment zu spät, als ich den haßerfüllten Ausdruck in ihnen bemerkte. Ich hatte das schon einmal erlebt, als Suko in die Gewalt von Dämonen geraten war, die ihn gezwungen hatten, gegen mich zu kämpfen.

Er stand unter einem magischen Bann! Das hatte nichts mit seinem Unfall zu tun!

Im nächsten Augenblick schossen seine Fäuste wie Dampfhämmer hoch, trafen mich an der Brust und schleuderten mich zurück. Trotzdem war ich erleichtert. Ich hatte schon gefürchtet, er hätte sich das Genick gebrochen.

Suko schnellte wie eine Feder vom Boden hoch. Er setzte mir nach, doch ich ließ mich auf keinen Kampf ein. Wir waren nicht nur miteinander befreundet, sondern er griff mich auch nicht aus freien Stücken an.

Statt mich mit ihm zu schlagen, faßte ich blitzschnell unter mein Hemd und holte das an einer Silberkette hängende Kreuz hervor. Es war meine stärkste Waffe gegen das Böse, ein silbernes Kreuz, an dessen vier Endpunkten die Namen der Erzengel eingraviert waren.

In der hoch erhobenen Hand hielt ich Suko das Kreuz entgegen. Er prallte zurück, als wäre er gegen eine unsichtbare Mauer gerannt.

Gespannt wartete ich auf die Wirkung des Kreuzes. Er konnte mich nicht mehr angreifen, das stand schon fest. Ich wollte ihn aber nicht nur in die Flucht schlagen, sondern auch aus dem Bann lösen.

»Suko«, sagte ich leise. »He, Suko, komm zu dir!«

Er blinzelte plötzlich gegen das Licht meiner Scheinwerfer. Bisher hatte es ihn nicht gestört.

»Was ist denn?« murmelte er. »Wo sind wir hier?« Er schirmte die Augen mit der Hand ab. »Mein Motorrad!«

Mit diesem Schrei sprang er zu seiner Harley, und ich ließ erleichtert das Kreuz wieder sinken. Suko hatte soeben eindeutig bewiesen, daß er wieder er selbst war.

»Wieso ist das passiert, John?« rief er, wandte sich zu mir um und stutzte. »Wieso hältst du das Kreuz in der Hand? Ist… war wieder…?«

Er stockte, und ich schilderte ihm, wie ich ihn gefunden hatte. »Eigentlich müßten dir alle Knochen schmerzen«, schloß ich. »Du hast dich mit dem Feuerstuhl überschlagen.«

Er schüttelte benommen den Kopf. »Ich erinnere mich an gar nichts, John«, erklärte er. »An überhaupt nichts. Ich weiß nur noch, daß ich einen Umweg machte, weil ich das Motorrad ausfahren wollte. Danach reißt der Film.«

»Jemand hat dir einen unfreundlichen Empfang bereitet«, sagte ich. »Schwamm drüber! Sehen wir zu, daß wir das Motorrad flott bekommen.«

Doch Suko schüttelte betrübt den Kopf. »Das kann nur ein

Mechaniker. Nicht einmal ich schaffe das.«

Ich fühlte ihm nach, wie ihm zu Mute war. Er hing an seiner Maschine noch mehr als ich an meinem Bentley. Wir fuhren nach Nouvatelle zum Gendarmerieposten. Sergeant Frambon versprach, das Motorrad bergen zu lassen. Er hatte Fragen zu dem Unfall, erhielt jedoch keine Antworten. Trotzdem stellte er uns einen geländegängigen Wagen zur Verfügung.

»Warum denn das?« erkundigte sich Suko, als wir von dem Gendarmerieposten wegfuhren.

»Du wirst schon sehen«, gab ich zurück.

»Ich finde es gar nicht so schlimm«, stellte Suko auf der steilen Straße zum Château hinauf fest.

»Kein Wunder, ich sitze schon wieder auf der Seite des Abgrundes«, antwortete ich und schaffte nur ein mühsames Grinsen. »Der Bentley hat eine Rechtssteuerung, diese Karre hier eine Linkssteuerung.«

»Glück muß man eben haben«, sagte Suko und konnte bereits wieder lachen.

Ich warnte Suko vor Jacques, so daß er mit keiner Wimper zuckte, als uns der Diener das Portal öffnete und sich sofort zurückzog.

»Der Mann kommt mir merkwürdig bekannt vor«, stellte Suko verwirrt fest.

»Das haben Jane und ich auch gefunden«, sagte ich und streckte meiner Freundin die Hände entgegen.

Sie lief mir entgegen und berichtete sofort von dem Zwischenfall mit Jacques. Jane wurde blaß, als sie hörte, was Suko zugestoßen war.

»Also hat dieser junge Mann aus Nouvatelle vermutlich die Wahrheit gesagt«, meinte sie seufzend. »Schade, und ich hatte mich auf einen Urlaub gefreut. Der Comte ist übrigens auch der Meinung, daß die Geister des Schlosses für das Verschwinden des Mädchens verantwortlich sind.«

Wir standen auf dem Schloßhof. Ich klopfte Suko auf die Schulter und legte meinen Arm um Jane. »Gehen wir hinein, ich habe Hunger«, forderte ich meine beiden Helfer auf. »Vor morgen früh können wir ohnedies kaum etwas unternehmen!«

Dafür unternahmen unsere Gegner etwas.

Als wir die Halle betraten, fiel hinter uns die massive Holztür krachend zu. Wie von Geisterhand bewegt, schoben sich die schweren eisernen Riegel vor.

Suko und ich sprangen hin und versuchten, sie wieder zu öffnen. Sie rührten sich jedoch nicht, als wären sie einbetoniert.

»John! Suko! Vorsicht!« schrie Jane gellend.

Wir wirbelten herum. Für einen Moment stockte mir das Blut in den Adern.

Die Ritterrüstungen an den Wänden stiegen von ihren Podesten und

griffen uns an.

***

Die erste Attacke der Geister von Château Brouillard!

»Jane, meinen Koffer!« schrie ich, weil ich hoffte, sie könnte am ehesten die Halle verlassen. Jane stand direkt neben der Treppe, und in ihrer Nähe befand sich keine Ritterrüstung.

Suko und ich gingen in Kampfstellung. Es war ein unheimlicher Anblick, wie sich die leeren Rüstungen in Bewegung setzten. Die Halle war von dem Rasseln und Klappern der hohlen Wehren erfüllt. Jeder Schritt der seelenlosen Angreifer ließ den Boden erbeben.

»Halte dich dicht bei mir, John«, rief Suko mir in dem Lärm zu. »Dann können uns die Biester wenigstens nicht in den Rücken fallen!«

Ich kam zu keiner Antwort, weil das erste Blechding heran war. Aus den Augenwinkeln sah ich noch, wie Jane nach oben hetzte, um meinen Einsatzkoffer zu holen. Dann versetzte ich Suko einen harten Stoß.

Ich warf mich zur Seite, stolperte über Suko, der zu Boden gegangen war, und knallte unsanft auf die Steinplatten. Geistesgegenwärtig rollte ich mich ab.

Der Morgenstern pfiff durch die Luft, daß es in meinen Ohren sauste, und krachte auf die Steinplatten der Halle. Der Boden erzitterte, als zwei Platten zersprangen.

Suko schnellte hoch. Sein Fuß zuckte nach einem Gegner, traf und beulte die Rüstung ein. Der Eisenmann wankte und stolperte ein paar Schritte zurück, ließ sich jedoch nicht abschütteln.

Auch mein Gegner gab nicht auf. Der Schwung des mißglückten Schlages trieb ihn zwar an mir vorbei, doch er drehte sich schwankend um und holte erneut aus.

Ich riß die Beretta aus dem Halfter. Sie war mit geweihten Silberkugeln geladen, doch ich wußte nicht, ob sie gegen diese Angreifer helfen würden.

»Vorsicht, John!« schrie Suko, packte mich am Arm und wirbelte mich herum.

Neben mir pfiff haarscharf ein schwerer Bihänder vorbei, ein Schwert fast so lang wie ich selbst. Funken sprühten auf, als die Klinge an meiner Stelle den Steinboden traf.

Mit einem Klirrlaut zersprang das Schwert. Die Trümmer flogen davon. Der Angreifer blieb jedoch gefährlich. Das restliche, gezackte Stück der Klinge war eine tödliche Waffe.

Ich riß die Beretta hoch und drückte ab. Die Silberkugel durchschlug die Brustpanzerung, wurde abgebremst und klapperte im Inneren der Rüstung herunter.

Wirkungslos!

»Das Kreuz, John!« ächzte Suko. Er hielt den eisernen Arm einer leeren Rüstung gepackt und versuchte, ihn herunter zu drücken, damit das Scheusal nicht nach seinem Hals greifen konnte.

Er schaffte es nicht, den eisernen Arm auch nur einen Zoll weit zu bewegen, doch die Nahtstelle an der Schulter brach. Unbeeindruckt warf sich die Rüstung auf meinen Freund. Der zweite Arm schnellte vor.

Ich leerte das Magazin der Beretta in den eisernen Ritter, der Suko mit einem mörderischen Griff packte, und mußte im nächsten Moment meinen Standort wechseln, weil mich die Konservendose mit dem Morgenstern angriff.

Trotzdem bekam Suko Luft. Der vereinten Kraft meiner restlichen Silberkugeln war die lädierte Rüstung nicht gewachsen. Klappernd sank sie in sich zusammen und löste sich in ihre Bestandteile auf, die über den Boden rollten.

Die anderen Angreifer trampelten darüber hinweg. Mit Schaudern sah ich, wie die Beinschienen und der Helm plattgetreten wurden. Suko und mir wäre es anstelle dieser Trümmerstücke auch nicht besser ergangen.

Wieder geriet mein Freund in Bedrängnis. Zwei dieser Büchsenmänner nahmen ihn in die Zange. Ihm blieb nur die Flucht in meine Richtung, doch die wurde von einer dritten Rüstung abgeschnitten.

Ich sprang vor und packte das herumliegende Bein der zerstörten Rüstung.

»Achtung!« schrie ich und steckte die Beinschiene zwischen die stampfenden Eisensäulen des wandelnden Blechmannes.

Sukos Kopf zuckte herum. Er wirbelte nach links, während die Rüstung über das Hindernis stolperte und nach rechts stürzte. Suko entging den zupackenden Händen nur um Haaresbreite.

»Wo bleibt Jane?« schrie er. »Lange können wir uns nicht mehr halten!«

Auch die zweite gestürzte Rüstung wurde von den anderen zerquetscht und zermalmt. Dennoch blieben zehn Gegner, gegen die wir uns nicht behaupten konnten.

»John!«

Janes Schrei gellte durch die Halle. Sie tauchte oben auf der Treppe auf und hielt meinen Koffer hoch.

»Halt die Ohren steif!« rief ich Suko zu, entdeckte eine Lücke in der Reihe unserer Gegner und sprang hindurch.

Jane legte den Koffer griffbereit auf die Stufen, so daß ich nur noch mit fliegenden Fingern das Schloß öffnen mußte. Trotz der Eile nahm ich mich in acht. Ein falscher Griff, und mein Einsatzkoffer hätte Betäubungsgas versprüht. Ein wirksamer Schutz gegen Unbefugte.

Der Deckel schwang zurück. In den mit rotem Samt ausgeschlagenen Fächern lagen meine Waffen gegen das Böse vor mir.

»Suko!« schrie ich. Als er zu mir blickte, warf ich ihm die Dämonenpeitsche zu, die wir Myxin, dem Magier, abgenommen hatten.

Suko stieß einen heiseren Kampfschrei aus. Die Peitschenschnüre fuhren aus dem Griff heraus, beschrieben einen Kreis, und mit kraftvollen Schlägen hieb mein Freund auf die Rüstungen ein.

Wo die Schnüre trafen, kräuselte sich Rauch. Das Metall glühte. Endlich schmolz es durch, und die Rüstung zerfiel.

Es ging zu langsam, obwohl es wirkte. Hastig wählte ich meine Waffe. Der silberne Dolch konnte mir nicht helfen, wenn schon die Silberkugeln der Beretta versagten.

Statt dessen griff ich zu der magischen Kreide und zog mein Silberkreuz unter dem Hemd hervor. Bisher war ich in dem Kampfgetümmel nicht dazu gekommen.

Mit beidem ausgerüstet, stürzte ich mich wieder in die Schlacht. Die verbleibenden Rüstungen versuchten, Suko einzukesseln. Immer wieder fuhr seine Hand hoch, zuckte mit der Dämonenpeitsche nieder. Doch bis er die letzte Rüstung auf diese Weise zerstört hätte, wäre er bereits tot gewesen.

Das silberne Kreuz wirkte! Ein Eisenmann direkt vor mir ließ von Suko ab und taumelte zur Seite. Ehe er Zeit hatte, sich umzudrehen und mich anzugreifen, zeichnete ich mit der magischen Kreide auf seinen Rücken ein Symbol der Weißen Magie.

Er stockte, als habe jemand einen Motor abgestellt. Sukos Dämonenpeitsche zerfetzte die lahmgelegte Rüstung.

Schon wandte ich mich dem nächsten Gegner zu. Er war schneller als sein vernichteter Kampfgefährte und schlug nach mir.

Sukos Dämonenpeitsche rettete mich. Die aus magischer Energie bestehenden Schnüre trennten den Arm des Monsters ab. Das magische Symbol, mit der Kreide auf den Helm gemalt, löschte das unheilige Leben aus.

Neben mir klapperte eine leere Rüstung auf den Boden. Überrascht wirbelte ich herum, weil weder Suko noch ich die Bestie angegangen waren.

Jane hatte sich die Gnostische Gemme, diesen grünlich schimmernden Stein mit der sich in den Schwanz beißenden Schlange, aus meinem Koffer genommen und sie der Rüstung in den Rücken gepreßt.

»John, fallen lassen!« schrie Suko.

Ich ließ mich auf die Seite kippen. Janes Eingreifen hatte mich für einen Moment abgelenkt, so daß ich beinahe zwischen den Eisenhänden eines Feindes geendet hätte. Die Pranken prallten

aufeinander und die Metallfinger verformten sich. Hätte mein Hals dazwischen gesteckt, hätte ich jetzt keine Sorgen mehr.

Jane kam mir zu Hilfe und vernichtete den Feind mit der Gnostischen Gemme.

Noch während sich dieser Eisenmann auflöste, tauchte hinter Jane wie aus dem Boden gewachsen die Rüstung mit dem Morgenstern auf. In der anderen Hand hielt sie das abgebrochene Schwert, dessen ehemaliger Besitzer inzwischen ausgeschaltet worden war.

»Suko, den Morgenstern!« Ich sprang zur Seite, damit Suko mit den Peitschenschnüren den Eisenhandschuh mit dem Morgenstern abtrennen konnte. Jane fuhr herum, doch ihre Hand mit der Gnostischen Gemme erreichte den Gegner nicht. Hell blitzte die gezackte Bruchkante des Schwertes auf.

Jane wollte ausweichen, stolperte jedoch über ein herumliegendes Trümmerstück. Aus dem Inneren des Helmes erscholl ein schauerlich triumphierendes Lachen.

Noch während Jane stürzte, unterlief ich das Schwert und preßte die magische Kreide gegen das kalte Metall. Von der anderen Seite schlug Suko zu.

Ich fühlte, wie unter meiner Hand der Widerstand erlosch. Mit Donnergetöse stürzte der dämonische Gegner auf die Steinplatten.

»Dem ist das Lachen vergangen!« rief Suko und sah sich mit funkelnden Augen nach weiteren Gegnern um.

Es gab jedoch keine mehr. Die Halle war von zerschlagenen Rüstungen übersät.

Ich konnte es kaum glauben. Als ich Jane auf die Beine half, zählte ich die herumliegenden Helme.

Es waren tatsächlich ein Dutzend. Wir hatten alle Gegner erledigt!

Jane lehnte sich zitternd gegen mich. »Eigentlich wollten wir nur etwas essen«, murmelte sie.

»Um alles in der Welt!« Comte de Brouillard erschien oben auf der Treppe. Sein Gesicht war bleich. »Entsetzlich! Ich konnte Ihnen nicht helfen! Ich war in meinem Zimmer eingeschlossen! Also hat sich die Prophezeiung doch erfüllt!«

»Welche Prophezeiung?« erkundigte sich Suko und ließ die Schnüre wieder in dem Griff der Peitsche verschwinden.

»Daß die in den Rüstungen hausenden Seelen eines Tages zu einem neuen Leben erwachen werden«, erklärte der Graf. »Ich hätte es nicht für möglich gehalten! Sie haben es jedoch geschafft! Das sind wohl Ihre berühmten Waffen, Monsieur Sinclair!«

Aufgeregt beugte er sich über meinen Koffer und betrachtete mit glänzenden Augen die Waffen in den Fächern.

Ich trat rasch hinzu, ließ Gnostische Gemme und Magische Kreide im Koffer verschwinden und winkte ab, als Suko mir die

Dämonenpeitsche zurückgeben wollte.
»Du kannst sie vielleicht noch brauchen«, erwiderte ich und übergab ihm auch meine Ersatzberetta mit der nötigen Munition. Ich selbst lud meine Waffe nach und schob sie in das Halfter zurück. Danach schloß ich rasch den Koffer.
Ich mochte es nicht, wenn Außenstehende sich zu sehr für meine kostbaren Waffen interessierten, und der Comte war für mich ein Außenstehender, auch wenn er mich gerufen hatte.
»Sie müssen sich nach einer anderen Zierde für Ihre Halle umsehen«, sagte ich trocken. »Aus diesen Rüstungen wird wohl nichts mehr.«
»Wie wäre es mit hübschen Bodenvasen?« schlug Suko vor. »Aus chinesischem Porzellan. Die sind wenigstens nicht so hart, wenn sie zuschlagen, und die Modelle aus Hongkong kosten nicht besonders viel.«
Comte de Brouillard verzog seinen schmallippigen Mund zu einem säuerlichen Lächeln. Offenbar ging ihm der Verlust der wertvollen Rüstungen nahe.
»Ihren Humor möchte ich haben«, sagte er. »Sie sind soeben einem fürchterlichen Tod entronnen und können noch scherzen!«
»Das kommt nur von unserem leeren Magen«, warf Jane ein.
Der Comte verstand den Wink mit dem Zaunpfahl und führte uns in das Speisezimmer. Kaum saßen wir an der Tafel, auf der zwei Dutzend Kerzen in silbernen Leuchtern flackerten, als Jacques lautlos auftauchte und servierte. Trotz seiner unförmigen Gestalt tat er es geschickt und rasch.
»Wo haben Sie eigentlich während des Kampfes gesteckt, Jacques?« fragte ich in meinem besten Französisch, als er mir zur leichten Hühnersuppe Weißwein einschenkte.
Er reagierte nicht. Schon wollte ich meine Frage wiederholen, als der Comte abwinkte.
»Jacques ist taub. Er kann Sie nur verstehen, Monsieur l'Inspecteur, wenn er Sie ansieht.«
»Er liest von den Lippen ab?« erkundigte sich Jane.
»Sehr richtig!« Der Comte scheuchte seinen Diener mit einer ungeduldigen Handbewegung aus dem Raum. »Ich wünsche Ihnen trotz des peinlichen Zwischenfalls einen guten Appetit!«
»Sie beneiden uns um unseren Humor, Comte«, sagte ich grinsend. »Und ich beneide Sie um Ihre Nerven. Einen solchen Angriff einen peinlichen Zwischenfall zu nennen, dazu gehört schon etwas.«
Comte de Brouillard zuckte nur gelassen die Schultern. »Die alten Prophezeiungen bezeichnen das Wiedererwachen der Rüstungen als den harmlosesten Vorfall in einer Kette nicht enden wollenden Schreckens.«
Suko setzte sein Weinglas hart auf der Tafel ab. »Und wann wird

dieser Schrecken enden?« fragte er heiser.
Comte de Brouillard lächelte abgeklärt. »Wenn sich im Château de Brouillard keine lebende Seele mehr aufhält, Monsieur«, antwortete er. »Mit einem Wort, wenn wir alle tot sind!«
»Mahlzeit«, sagte Jane. »Und Prost!«

***

Das Essen verlief sehr schweigsam. Erstens war es schon elf Uhr nachts, und wir langten wie hungrige Wölfe zu. Und zweitens wich der Comte aus, wenn ich das Gespräch auf die mysteriösen Prophezeiungen brachte. Er berief sich darauf, daß er sie größtenteils nicht verstanden hätte, weil sie in einer ihm unverständlichen Sprache und Schrift abgefaßt wären.
»Sie können sie morgen aber gern sehen, Monsieur l'Inspecteur«, bot er an. »Meine Bibliothek steht zu Ihrer Verfügung!«
Mehr war aus dem französischen Schloßherrn nicht herauszubekommen. Ich verzichtete darauf, weiter ihn zu dringen. Ich machte mir ohnedies am liebsten selbst ein Bild von einem Fall.
Zu unserer Überraschung war das Essen vorzüglich. Im besten französischen Restaurant in London hätten wir nicht besser speisen können. Nicht einmal Sheila Conolly, die eine hervorragende Köchin war, hätte es delikater gekonnt. Und das sollte das Hausfaktotum gemacht haben?
»Dieses Schloß steckt voller Überraschungen«, meinte Jane, als wir zu unseren Zimmern hinaufstiegen.
Suko hatte einen Raum neben unseren beiden bekommen. Es war beruhigend, daß wir alle so dicht beisammen blieben. Notfalls konnten wir einander beistehen. Deshalb schlossen wir auch die Verbindungstüren nicht ab.
Ich suchte in Janes Zimmer nach einer Geheimtür oder einem besonders raffiniert getarnten Versteck, konnte jedoch keine finden.
»Jacques war vermutlich doch schon im Raum, als du hereinkamst«, sagte ich beruhigend zu meiner Freundin. »Ich glaube nicht, daß er dich heute nacht noch einmal stören wird. Und wenn, dann rufst du ganz einfach.«
Jane schlang mir die Arme um den Hals, um mir einen Gutenachtkuß zu geben, und es war kein rein kollegialer Gruß.
Suko räusperte sich. »Dann bin ich ja wohl überflüssig«, sagte er grinsend und zog sich zurück.
»John!« Janes Augen bekamen jenes Glitzern, das ich nur zu gut bei ihr kannte. Ihre Lippen lächelten verführerisch. »Diese alten Schlösser sind so schrecklich kalt. Und unheimlich! Und Jacques schleicht auch überall herum…«
Sie stockte. Die romantische Stimmung, die uns überkommen hatte,

barst wie ein zu Boden fallendes Glas. Vor dem Schloß dröhnte ein überdrehter Motor.

Ich lief ans Fenster, doch von hier aus konnte ich nichts sehen, da sich unter mir die schroffe Felswand befand.

»Komm, das sehen wir uns an!« rief ich Jane zu.

Suko kam auch schon aus seinem Zimmer. Er hatte den Motor ebenfalls gehört. Wir waren gespannt, wer um Mitternacht dem Schloß einen Besuch abstattete.

Vom Korridor aus überblickten wir den freien Raum vor dem Portal. Diese Gegend hielt tatsächlich eine Menge Überraschungen für uns bereit. Auf einem Motorrad saß ein junger Mann. Wir sahen von ihm nur die Silhouette und für einen Moment auch das Gesicht, als er den Kopf drehte.

Weder Jacques noch der Comte kamen ans Tor. Der junge Mann sah sich ratlos nach allen Seiten um, bis sein Blick zu uns herauf fiel. Er zuckte heftig zusammen.

»Sind Sie die Engländer?« rief er in einem stark gefärbten Französisch, daß ich ihn kaum verstand. »Monsieur Sinclair und seine Freunde?«

»Ist das ein Dialekt!« murmelte Jane an meiner Seite.

»Ja, wir sind die Engländer!« rief ich zurück. »Und wer sind Sie?«

Er stellte den Motor ab und schwang sich von seinem Motorrad. »Pierre Arambon!« antwortete er.

Suko stieß einen überraschten Ruf aus. »Ich öffne das Tor«, sagte er und lief auch schon davon.

Ich hielt mich bereit, um sofort einzugreifen, falls Suko unterwegs attackiert wurde. Es passierte jedoch nichts, und schon eine Minute später war er unten am Tor. Gleich darauf erschien er mit Pierre Arambon bei uns.

Der junge Mann sah elend aus. Groß und sportlich, wirre blonde Haare, aber ein blasses, eingefallenes Gesicht und nervös zuckende Lippen. Ehe ich etwas sagen konnte, streckte er uns bittend die Hand entgegen.

»Sie werden Michelle finden, ja?«, fragte er ängstlich.

Er tat mir leid. Wenn seine Freundin tatsächlich von den Geistern des Château Brouillard verschleppt worden war, sah ich schwarz für das Mädchen. Dann bekam er seine Freundin nicht lebend wieder.

»Wir werden tun, was in unseren Kräften steht«, sagte ich deshalb vorsichtig. »Helfen Sie uns dabei!«

»Ich tue, was Sie verlangen!« Er ließ sich seufzend auf einen Stuhl sinken und stützte das Gesicht in beide Hände. »Ich habe diese scheußlichen Gestalten gesehen! Ich… ich kann sie nicht beschreiben. Gräßlich! Ausgeburten der Hölle!«

Ich ließ mir von ihm genau schildern, wie es zu diesem Überfall

gekommen war. Viel Licht in den Fall brachte seine Aussage allerdings nicht. Es schien nur sicher zu sein, daß Michelle in das Schloß verschleppt worden war.

»Und Jacques hat behauptet, hier wäre niemand gewesen?« forschte Jane, als der Junge endlich schwieg.

Pierre nickte verstört. »Ich habe Jacques kein Wort geglaubt. Er muß alles mitbekommen haben. In Nouvatelle haben alle Angst vor diesem unheimlichen Mann.«

»Sagen Sie«, erkundigte ich mich, »sind in den letzten Jahren öfters Menschen aus Nouvatelle oder Umgebung verschwunden?«

Pierre brauchte nicht lange zu überlegen. »Mir ist kein einziger Fall bekannt.«

»Sergeant Frambon ist anderer Meinung als Sie!« Suko klopfte auf den Busch. »Er meint, daß Michelle durchgebrannt sein könnte. Oder daß Sie beide einen Streit hatten und sie daraufhin weglief.«

Pierre machte eine verächtliche Geste. »Der Sergeant ist ein Dummkopf und außerdem nicht gut auf mich zu sprechen. Wir mögen uns nicht. Kein besonderer Grund, aber es ist so.« Er holte tief Luft. »Außerdem – hätte er recht, warum würde ich dann eine so haarsträubende Geschichte erfinden?«

»Vielleicht, um Ihr Gesicht zu wahren«, schlug ich vor. »Damit Sie nicht ausgelacht werden, weil Ihnen Ihr Mädchen davongelaufen ist.«

Pierre zuckte nur die Schultern. »Das hätte ich einfacher haben können, Monsieur Sinclair. Ich hätte eben gesagt, daß ich Michelle aus dem Zelt gejagt habe. Nichts leichter als das. Es gab schließlich keine Zeugen auf der Lichtung.«

»Leuchtet mir ein!« Ich nickte dem jungen Mann zu. »Wir suchen Ihre Freundin, verlassen Sie sich darauf.«

Er sah mich traurig an. »Aber Sie haben nicht viel Hoffnung?«

Ich brachte keine Lüge über die Lippen. »Nein«, sagte ich ehrlich.

Er stand auf. Wie er mit hängenden Schultern zur Tür ging, wirkte er nicht wie ein Neunzehnjähriger, sondern wie ein Neunzigjähriger. Er tat mir leid, aber ich konnte ihm nicht helfen. Und ich bezweifelte, daß es ihn trösten würde, wenn er die Wahrheit über Michelle herausfand.

Er hatte die Tür noch nicht erreicht, als unten vor dem Schloß eine schrille Hupe ertönte.

»He, Pierre, wo steckst du?« rief eine helle Frauenstimme.

Pierre riß es herum. Er starrte uns aus weit aufgerissenen Augen an.

»Das ist Michelle!« brüllte er und stürmte aus dem Zimmer.

***

Pierre lief so schnell, daß er einen großen Vorsprung gewann. Ich hetzte hinter ihm her, doch er erreichte vor mir den Innenhof.

»Warten Sie, Pierre!« schrie ich, aber genausogut hätte ich mit der Burgmauer sprechen können. Er hatte die Stimme seiner Freundin gehört und kannte kein Halten mehr.

Ein ganzes Stück vor mir erreichte er das Portal, riß die Nebenpforte auf und prallte zurück. Ganz still stand er da, mit hängenden Armen, den Kopf etwas vorgereckt. Irgend etwas in ihm schien zu zerbrechen.

Ich holte ihn ein und blieb ebenfalls stehen. Ich kannte die drei jungen Leute vor dem Schloß nicht, aber ich wußte zumindest, daß das Mädchen Pierres Freundin war.

Nun konnte ich auch seine Betroffenheit verstehen. Das Mädchen saß nämlich auf dem Motorrad eines breitschultrigen Kerls, der Pierre spöttisch angrinste.

»Na, was ist?« fragte Michelle herausfordernd. »Hat es dir die Sprache verschlagen, Kleiner? Da bin ich wieder!«

Pierre schüttelte nur stumm den Kopf.

»Hab dich nicht so!« rief der zweite junge Mann, ebenfalls auf einem Motorrad, ebenfalls eine ziemlich verwegene Type. »Nur weil sie mit uns Spaß bekommen hat, brauchst du kein Gesicht bis zum Boden zu ziehen. Oder bist du ein spießiger Opa?«

Michelle lachte schrill zu dem reich geschmacklosen Witz.

Pierre drehte sich hilflos zu mir um. »Das ist nicht Michelle«, murmelte er so leise, daß nur ich ihn hören konnte.

»Nicht?« flüsterte ich zurück. »Aber vorhin haben Sie doch gesagt…«

Er winkte ab. »Sie ist es, aber so hat sie sich nie benommen. Das ist nicht ihre Art! Das kann sie nicht sein!«

»Wir fahren ins Violon!« rief Michelle Larane. »Kannst ja auch hinkommen, wenn du willst! Wenn du eingeschnappt bist, geh zum Teufel!«

Die Motoren donnerten los. Die beiden jungen Männer wendeten auf der Stelle und jagten in halsbrecherischem Tempo die schmale, lebensgefährliche Straße in das Tal hinunter.

»Bleiben Sie hier, Pierre!« Ich wollte Pierre Arambon aufhalten, doch er hörte nicht auf mich, schwang sich ebenfalls auf sein Motorrad und raste den Berg hinunter.

Als ich mich umdrehte, standen Jane und Suko neben mir.

»Du solltest den Jungen vielleicht nicht allein lassen, John«, sagte Jane kopfschüttelnd. »Ich glaube, er weiß nicht mehr, was er tut. Das Auftauchen seiner Freundin, noch dazu in Begleitung dieser beiden Typen, hat ihn ordentlich erschüttert.«

»Du hast recht«, stimmte ich zu. »Ich müßte nur noch wissen, was das Violon ist.«

»Eine Diskothek für junge Leute«, ertönte Comte de Brouillards Stimme. Der Graf trat aus dem tiefen Schatten des Hauptgebäudes. »Sie finden es an der Ausfallstraße von Nouvatelle nach Paris. Es hat

eine große Leuchtreklame. Sie können es gar nicht verfehlen. Dort trifft sich die Jugend aus einem weiten Umkreis.«

Ich nickte dem Comte zu und bestieg den Geländewagen der Gendarmerie von Nouvatelle.

Auf meinen Einsatzkoffer verzichtete ich, da ich mich nur um die Probleme junger Leute kümmern und Streit schlichten wollte. Erst zu spät sollte ich einsehen, daß es ein Fehler war.

***

Jetzt erschien mir die wilde Jagd den Berg hinunter in einem ganz anderen Licht. Es war keine Mutprobe, sondern eine Todesfalle!

Ich mußte Pierre zur Vernunft bringen! Mit dem Geländewagen konnte ich das leichte Motorrad nicht einholen.

Mit dem Geländewagen kam ich nicht so rasch voran wie die Motorräder. Außerdem schienen Pierre, Michelle und die beiden fremden jungen Männer nicht viel vom Leben zu halten. Wenn die Straße eine Kurve machte, konnte ich tief unter mir die Lichter der Maschinen sehen.

Sie jagten wie die Verrückten in die Tiefe. »Wenn ich euer Vater wäre«, murmelte ich. Ich war wütend auf diese Irren. Wie konnte man sein Leben so leichtfertig aufs Spiel setzen?

Plötzlich durchzuckte mich ein schrecklicher Gedanke. Pierre hatte geschworen, daß Michelle von Dämonen auf das Château verschleppt worden war! Und es hatte durchaus glaubwürdig geklungen. Und er hatte Michelle verändert gefunden.

Sollte ihre Veränderung nicht daher stammen, daß sie sich mit den beiden wilden Typen eingelassen hatte? War sie von den Dämonen so verändert worden, um Pierre in eine Falle zu locken?

In höchster Not fiel mir ein, daß ich in einem Wagen der französischen Gendarmerie saß. Ich hatte dieses Modell zwar noch nicht in den Händen gehabt, aber ich fand rasch die Schalter für Blaulicht und Sirene und schaltete beides ein.

Während ich mit unveränderter Geschwindigkeit die steile Bergstraße hinunterrollte, hallte die mißtönende Sirene in das Tal. Das Blaulicht schickte warnende Blitze in die Tiefe.

Als ich die nächste Kurve nahm, erblickte ich weit vor mir die drei Motorräder. Doch während die beiden Maschinen mit den Unbekannten und Michelle Laran weiterhin rasten, als säße der Satan persönlich im Sattel, fuhr Pierre Arambon sichtlich langsamer. Noch drei Umrundungen des Burgfelsens, dann erreichte er die Ebene.

Erleichtert schaltete ich Blaulicht und Sirene wieder aus und hoffte, den Jungen noch vor der Stadt einzuholen, doch als ich das Ortsschild von Nouvatelle sah, war von den jungen Leuten nichts zu entdecken.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als in das Stadtzentrum zu fahren

und nach den Hinweisschildern nach Paris zu suchen. Pierre war vermutlich viel schneller beim Violon, da er den kürzesten Weg kannte.

Endlich fand ich die Straße und gleich außerhalb der Stadt auch die überdimensionale violett strahlende Leuchtreklame. Die Disco war ein langgezogenes ebenerdiges Gebäude, bei Tag vermutlich häßlich, doch jetzt bunt und prächtig wie ein orientalischer Traum. Unzählige farbige Glühlampen verwandelten den Schuppen in eine glitzernde Illusion.

Der riesige Parkplatz vor der Disco war dicht mit Fahrzeugen besetzt, Autos und Motorrädern. Der Eingang schwang auf. Eine Gruppe Jugendlicher quoll heraus, lachend und johlend, und steuerte auf die Mofas zu, die direkt neben der Tür standen.

Meine Aufmerksamkeit wurde nur kurz von dieser Gruppe abgelenkt. Dann suchte ich wieder die vier Jugendlichen, um die es diesmal ging.

Ich konnte weder Pierre noch seine Freundin und deren neue Bekannte entdecken. Auch bei den aufgebockten Motorrädern standen sie nicht.

Soeben wollte ich auf den Eingang zusteuern, als ich eine Bewegung wahrnahm. Ich wirbelte nach rechts. Außerhalb der Neonlampen fand eine Prügelei statt!

Noch konnte ich die Beteiligten nicht erkennen, aber ihre Zahl stimmte. Vier Personen!

Ich hetzte zwischen den geparkten Wagen durch.

Tatsächlich, es waren Pierre und die drei anderen. Die beiden Männer schlugen auf den Wehrlosen ein, der langsam unter ihren Hieben zu Boden ging. Michelle stand regungslos dabei, die Hände in die Hüften gestützt, und sah ungerührt zu.

»Aufhören, sofort aufhören!« schrie ich.

Die beiden Jungen wirbelten zu mir herum. Pierre nutzte die Gelegenheit. Auf allen vieren wollte er von den Schlägern wegkriechen, als ihn ein Tritt mit einem Stiefel traf. Er rollte herum.

»Jetzt ist es genug!« Mit locker hängenden Armen blieb ich vor den beiden Fremden stehen und drehte mich so, daß ich auch Michelle im Auge behielt. Ihr traute ich im Moment alles zu. »Laßt Pierre in Ruhe, oder ihr lernt mich kennen!«

Ich erwartete, daß sie sich so verhalten würden, wie das meistens Schläger dieses Typs taten. Ich erwartete, daß sie sich über mich lustig machen und versuchen würden, mich mit großen Tönen zu verscheuchen.

Statt dessen sprang mich der eine an und landete mit den Füßen voran an meiner Brust.

Auf einen so blitzartigen Angriff war ich nicht gefaßt. Der Schlag katapultierte mich rückwärts. Ich flog waagrecht durch die Luft, aber

ich war geistesgegenwärtig genug, mich beim Aufprall abzurollen. Der Kerl wollte nachsetzen und ein zweites Mal nach mir treten, doch sein Stiefel landete zwischen meinen Händen.

Hinter dem Tritt steckte unglaubliche Kraft. Trotzdem blockte ich ihn ab und drehte den Fuß herum.

Ein unfehlbares Mittel, das jeden Gegner erst einmal zu Boden schickte. Es wirkte auch hier, aber der Mann schrie nicht auf. Er gab überhaupt keinen Laut von sich, als er hart auf den Asphalt des Parkplatzes knallte.

Ich konnte mich nicht weiter um ihn kümmern, weil jetzt der zweite Mann angriff. Mit vorgestreckten Händen warf er sich auf mich und packte nach meinem Hals.

Er hatte sich verrechnet. Ich rollte mich zur Seite.

Die gespreizten Finger voran, so schlug er auf dem Asphalt auf, daß ich die Zähne zusammenbiß. Ich erwartete einen Schmerzensschrei, das Geräusch von brechenden Knochen, aber nichts dergleichen!

Mein Gegner rollte sich genau wie ich herum und griff erneut nach mir.

Ich schnellte mich vom Boden hoch. Jetzt wußte ich genug.

Beide Kerle hatten nicht wie Menschen reagiert! Sie waren auch keine Menschen!

Was immer sie darstellten, sie standen mit Dämonen in Verbindung und waren von diesen geschickt worden, um Pierre zu vernichten. Ich wollte ihnen einen dicken Strich durch die Rechnung machen.

»Lauf, Pierre!« schrie ich dem Jungen zu, den die Sendboten der Hölle böse zugerichtet hatten. Seine Kleider waren an vielen Stellen zerrissen, und er selbst blutete aus zahlreichen Schrammen.

Ich hatte keine Zeit mehr, um das Silberkreuz unter meinem Hemd hervorzuholen. Statt dessen riß ich den Stoff an der Brust auseinander, daß das Kreuz freilag. Hell strahlte es auf, als es mit den Kräften des Bösen in Berührung kam.

Die beiden Fremden und Michelle Larane stöhnten dumpf auf und rissen die Hände vor die Augen, als wären sie von dem Kreuz geblendet. Sie konnten seinen Anblick nicht ertragen.

»Lauf, Pierre!« schrie ich noch einmal, aber er rührte sich nicht von der Stelle.

Das Entsetzen lähmte ihn!

Die beiden Männer standen näher bei mir als Michelle. Sie litten stärker unter der Ausstrahlung des Silberkreuzes und krümmten sich zusammen, bäumten sich schreiend auf und veränderten ihr Aussehen.

Die Lederkluft löste sich auf. Innerhalb weniger Sekunden schlotterten nach Moder stinkende Lumpen mit faustgroßen Löchern um ihre Körper.

Doch auch diese Körper blieben nicht von der Verwandlung

verschont. Staub quoll unter den Lumpen hervor, Staub, zu dem die scheinbar so kraftstrotzenden Männer zerfielen.

Pierre Arambon stöhnte auf, als sich die Fremden wieder aufrichteten. Die menschlichen Gesichter waren verschwunden. Statt dessen grinsten uns bleiche Totenschädel entgegen.

Unter den Lumpen klapperten bleiche Skelette, die sich erneut auf mich stürzten. Das Kreuz hatte sie gezwungen, ihre Tarngestalt aufzugeben. Es schreckte sie jedoch nicht ab. Sie versuchten, mir die Luft zu nehmen.

Mit einem Sprung war ich bei Pierre und versetzte ihm einen kräftigen Stoß, der ihn hinter die geparkten Wagen schleuderte. Dort war er wenigstens für kurze Zeit in Sicherheit, einer trügerischen Sicherheit allerdings, wenn ich diesen Kampf nicht für mich entschied.

Aus den Augenwinkeln sah ich, daß sich Michelle auf Pierres Motorrad schwang. Die beiden anderen Maschinen bildeten nur mehr traurige Überreste verrotteter Blechteile. Auch sie waren höllisches Blendwerk gewesen.

Nun hatte ich keine Skrupel mehr und zog meine Beretta. Diese beiden Angreifer waren keine irregeleiteten Menschen sondern Untote, Knochengerüste, die mich von zwei Seiten in die Zange nahmen.

Ich ließ mich fallen, als das eine Skelett nach meinem Kopf schlug. Die dürren, fleischlosen Finger zischten wie eine Sense an meinem Ohr vorbei.

Im nächsten Augenblick drückte ich ab.

Die Kugel durchschlug die moderige Kutte und die Rippen des Skeletts. Es brach in der Mitte auseinander. Die beiden Teile klapperten zu Boden und lösten sich auf.

Der zweite Knochenmann war jedoch schneller heran, als ich dachte. Das Aufbrüllen eines Motors lenkte mich ab.

Ehe ich ihn abwehren konnte, packte mich der Sendbote der Hölle und hob mich hoch in die Luft. Er wirbelte mich im Kreis herum, daß sich die Umgebung rasend schnell vor meinen Augen drehte.

Ich versuchte noch, mich an ihm festzuklammern. Zu einem Schuß kam ich in dieser Lage nicht.

Es gelang mir nicht, ich verlor den Halt. Die Beretta mit den Silberkugeln flog in hohem Bogen davon. Ich hörte sie noch an Metall schlagen. Sie war gegen einen Wagen geprallt. Dann ließ mich das Skelett los.

Wie von einem Katapult geschnellt, flog ich durch die Luft und drehte mich, so gut es ging.

Ein breiter amerikanischer Straßenkreuzer fing meinen Sturz ab. Ich prallte auf das Dach, überschlug mich und ließ mich über den Kofferraum zu Boden rutschen.

Damit war ich aber noch nicht gerettet. Für einen Moment sah ich

das davonrasende Motorrad, auf dem Michelle Larane tief gebückt kauerte. Dann platzte neben mir die Heckscheibe des Straßenkreuzers unter einem harten aber schlecht gezielten Schlag des Knochenmannes.

Mit einem Sprung brachte ich mich hinter dem Wagen in Sicherheit. Das Skelett schnellte sich auf den Kofferraum. Unter seinen Knochenfüßen beulte sich das Blech des Wagens tief ein. Es dröhnte bei jedem Schritt, mit dem der wandelnde Knochenmann auf mich zukam.

In den leeren Augenhöhlen glomm ein unheiliger Funke. Der lippenlose Mund mit den langen, gelben Zähnen öffnete sich zu einem satanischen Grinsen.

Das Skelett sprang.

Zwischen den eng geparkten Wagen hatte ich keine Chance, meinem überlegenen Gegner auszuweichen. Deshalb blieb ich stehen, packte mein Silberkreuz und streckte es dem Skelett entgegen.

Es konnte seinen Sprung nicht mehr bremsen. Mit voller Wucht prallte es gegen mich und das Silberkreuz.

Ich spürte, wie sich das Kreuz durch die Lumpen und das Skelett hindurch bohrte. Der Zusammenprall mit dem Knochenmann schleuderte mich gegen das hinter mir stehende Auto. Es fühlte sich an, als wäre mein Rücken geborsten.

Der unheimliche Angreifer fand noch die Kraft, seine eisigen Pranken um meinen Hals zu legen und zuzudrücken. Ich stieß das Kreuz höher, traf den Schädel und löste ihn auf.

Die Knochenfinger glitten von meiner Kehle. Langsam sank das Skelett an mir zu Boden, als wäre es aus Butter, die an der Sonne schmolz. Zu meinen Füßen lag nach wenigen Sekunden nur mehr ein Aschehaufen. Ein Lufthauch trieb ihn nach allen Seiten auseinander.

Aufatmend drehte ich mich um und stand Pierre Arambon gegenüber. In den Augen des Jungen funkelte Wahnsinn. Er stand kurz vor dem Durchdrehen.

Ich streckte ihm die Hand entgegen. »Ganz ruhig, Pierre«, sagte ich besänftigend. »Alles in Ordnung!«

In diesem Moment donnerte ein Motorrad auf den Parkplatz. Ich sah blonde Haare und eine schlanke Gestalt, und ich erkannte Michelle Larane.

Sie steuerte direkt auf Pierre zu.

Sie war zurückgekommen, um nach dem Scheitern ihrer Begleiter ihren Freund zu vernichten!

***

»Wie lange bleibt John denn noch weg?« fragte Jane nervös. Sie tigerte in unseren drei miteinander verbundenen Räumen auf und ab.

»Es hätte doch genügt, daß er Pierre einholt und zurückbringt.«
»Wir kommen hier jedenfalls nicht weg«, erwiderte Suko mit seiner unerschütterlichen Ruhe. »John kommt schon durch. Wir haben kein Fahrzeug, und bevor wir zu Fuß unten wären, müßte alles schon vorbei sein – was immer da unten auch passiert!«
»Tu doch etwas!« Jane blieb vor Suko stehen und starrte auf ihn hinunter. »Tu etwas, oder ich tue es!«
Suko lächelte verhalten. »Und was schlägst du vor? Sollen wir hinunter klettern, damit wir schneller da sind?«
»Ach, hör doch auf!« rief Jane. Sie war nicht wütend auf den massigen Chinesen. Im Gegenteil, sie verstand sich mit Suko sehr gut. »Die Steilwand hinunterklettern! Du spinnst!«
Ohne es zu merken, war sie bei ihren letzten Worten an das Fenster getreten und beugte sich hinaus. Ihr Blick fiel auf die senkrecht abstürzenden Felsen unterhalb des Schlosses.
Jane stöhnte erstickt auf.
Suko schnellte hoch und glitt neben ihr ans Fenster – und hielt den Atem an.
»Das ist doch Jacques!« zischte er.
Deutlich erkannten sie die unförmige, unproportionierte Gestalt des Dieners. Mit Armen und Beinen rudernd fiel er durch die Steilwand, prallte an einem Vorsprung auf, wurde weit hinausgeschleudert, stürzte wie ein Stein in die Tiefe, prallte ein zweites Mal gegen eine Felsnase, blieb einen Moment liegen und rutschte über die Kante hinaus.
Und wieder fiel er, bis er aus Janes und Sukos Blickfeld verschwand und zwischen den Bäumen des Waldes eintauchte.
»Um Himmels willen, der arme alte Mann«, murmelte Jane erschüttert, Sie lehnte sich schweratmend gegen die Wand. »Diesen Sturz hat er nicht überlebt!«
»Diesen Sturz würde kein Mensch überleben«, erwiderte Suko. Seine Augen flackerten, ein Beweis, wie nahe ihm der Unfall ging. »Wir müssen dem Comte Bescheid sagen.«
Jane nickte. »Mach du das«, sagte sie. »Ich habe für heute genug. Restlos genug!«
Suko hatte dafür volles Verständnis und machte sich auf die Suche nach den Privaträumen des Schloßherrn. Zum ersten Mal mußte er sich allein in der weitläufigen Anlage des Schlosses zurechtfinden. Er wußte nicht, wo der Comte wohnte, aber Suko hatte eine Idee. Der Comte hatte sie wahrscheinlich in einem anderen Flügel untergebracht, um von seinen Gästen so wenig wie möglich gestört zu werden.
Die Rechnung ging auf. Jenseits der Haupttreppe hörte er Geräusche hinter einer Tür und klopfte. Schritte näherten sich, die Tür schwang

zurück.
Comte de Brouillard trug bereits einen Hausmantel. Er bemühte sich um ein freundliches Gesicht, konnte aber den Ärger über die Störung nicht ganz verbergen.
»Was kann ich für Sie noch tun, Monsieur?« fragte er und warf einen verstohlenen Blick auf seine Uhr.
»Ich weiß, daß es bereits ein Uhr nachts ist«, gab Suko gelassen zurück. »Trotzdem wird es Sie vielleicht interessieren, daß Ihr Diener Jacques vor fünf Minuten vom Burgfelsen gestürzt ist!«
Comte de Brouillard reagierte nicht auf diese Schreckensnachricht. Er runzelte die Stirn und sah Suko kopfschüttelnd an. »Ich glaube nicht, daß es die richtige Gelegenheit für unpassende Scherze ist, Monsieur«, sagte er frostig.
»Miß Collins und ich haben es mit eigenen Augen gesehen, Irrtum ausgeschlossen«, konterte Suko.
»Jacques hat mir vor zwei Minuten noch ein Glas Milch gebracht.« Der Comte gab den Blick in sein Zimmer frei. Es war ein Arbeitsraum, angefüllt mit Büchern und Instrumenten, die Suko größtenteils nicht kannte. Auf dem Schreibtisch stand ein silbernes Tablett mit einem Glas Milch.
»Dann hat Jacques Ihnen die Milch gebracht und ist anschließend abgestürzt!« Suko verlor langsam die Geduld. »Wir sind nicht kurzsichtig! Wir wissen, was wir gesehen haben!«
Der Comte wischte seinen Einwand einfach weg. »Nachts sind Fledermäuse unterwegs, auch Eulen. Es entsteht schon gelegentlich eine optische Täuschung. Jacques hat sein ganzes Leben auf diesem Château verbracht. Er stürzt nicht ab, verlassen Sie sich darauf!«
Suko ballte die Fäuste. »Dann sagen Sie mir wenigstens, wo Jacques schläft!« grollte er. »Ich werde beweisen, daß er nicht dort ist!«
Ein undurchsichtiges Lächeln erschien um die Lippen des Comte. »Monsieur, Jacques ist etwas seltsam. Er schläft mal hier, mal dort! Warten Sie bis morgen früh. Sie werden sehen, daß ihm nichts geschehen ist! Gute Nacht!«
Er schloß die Tür, und Suko blieb nichts anderes übrig, als zu Jane zurückzukehren. Sie erwartete ihn schon ungeduldig und starrte ihn ungläubig an, als er von seinem Gespräch mit dem Grafen berichtete.
»Dann müssen wir Jacques suchen!« rief sie erregt.
Doch Suko schüttelte den Kopf. »Die Burg ist zu weitläufig, und dort unten im Wald hätten wir absolut keine Chancen. Schlag dir das aus dem Kopf!«
Seufzend lehnte sie sich zurück. »Du hast leider recht. Wenn ich nur wüßte, wo John bleibt!«
Suko warf einen Blick aus dem Fenster. »Ich glaube langsam auch, daß er in Schwierigkeiten steckt.«

Jane warf ihm einen bittenden Blick zu.
»Also gut, ich laufe nach Nouvatelle«, bot er an. »Aber du bleibst dann allein im Schloß.« Er griff unter seiner Jacke und zog die Ersatzberetta hervor. »Hier, du brauchst sie vielleicht.«
»Du doch auch«, hielt ihm Jane entgegen.
Suko ballte grinsend seine mächtigen Fäuste. »Ich habe noch die beiden hier! Viel Glück!«
»Sei vorsichtig!« rief Jane hinter ihm her und blickte ihm vom Fenster nach, wie er die Felsenstraße hinunterlief, bis er von der Dunkelheit verschluckt wurde.

***

Michelle Larane quälte den Motor hoch, daß sich die Maschine vorne aufbäumte. Das Mädchen stieß einen wilden Schrei aus.
Aus der Diskothek Violon drängten sich die Gäste. Sie waren vorhin durch die Schreie auf den Kampf aufmerksam geworden. Als sie die waghalsige Fahrt des blonden Mädchens auf dem Feuerstuhl sahen, schrien sie erschrocken durcheinander.
Das brachte Pierre restlos um den Verstand. Bereits schwer geschockt durch meinen Kampf gegen die beiden Skelette drehte er durch und rannte los.
Weg von mir!
Vorhin war er nicht geflohen, aber jetzt! Und genau das war falsch.
Ich versuchte, das Girl auf dem Motorrad aufzuhalten, doch das war ein echtes Krad! Kein Blendwerk Satans, das ich mit meinem Silberkreuz zerstören konnte!
Die Beretta in der Hand, lief ich zwischen den geparkten Wagen durch, um Michelle den Weg zu versperren. Ich zögerte noch, auf sie zu schießen. Ich wußte nicht, ob sie nicht doch noch ein normaler Mensch war, der nur unter dem Bann des Bösen stand. Dann war sie für ihr Handeln nicht verantwortlich, und ich durfte sie nicht verletzen oder gar töten!
Ich wollte die Reifen des Motorrades zerschießen, doch dazu kam es nicht. Immer stand ein Fahrzeug im Weg.
»Pierre, unter ein Auto!« brüllte ich aus Leibeskräften.
Er achtete nicht darauf. Entweder hörte er mich durch das Dröhnen der schweren Maschine oder durch die Schreie der Zuschauer nicht, oder er war taub vor Angst.
Er beging einen zweiten schweren Fehler. Wäre er auf dem Parkplatz geblieben, hätte Michelle ihm nicht mit dem Motorrad folgen können. So aber rannte er auf das offene Feld hinaus.
Es wurde sein Verhängnis.
Ich bekam freies Schußfeld und jagte drei Kugeln hinter dem Krad her. Sie verfehlten jedoch die Reifen. Es war fast unmöglich, in der

Dunkelheit und dem unsicheren violetten Licht der Leuchtreklame einen sicheren Schuß anzubringen.

Im nächsten Moment holte Michelle ihren Freund ein. Sie steuerte nur mit einer Hand und beugte sich weit zur Seite. Ihre zweite Hand schnellte durch die Luft und packte Pierre.

Er kreischte auf, als habe ihn der Teufel ergriffen. Dem schmächtigen Mädchen bereitete es keine Schwierigkeiten, den Jungen vor sich über das Motorrad zu reißen.

Sie gab Vollgas und raste in die Nacht hinaus, schwenkte auf die Straße in Richtung Nouvatelle ein und schickte noch ein höhnisches Lachen zu mir herüber.

Jetzt durfte ich auch deshalb nicht schießen, weil ich sonst Pierre treffen konnte.

Ohne mich um die Neugierigen zu kümmern, die sich wild schreiend näher drängten, hetzte ich zu dem Polizeiwagen, startete und legte den ersten Gang hinein.

Mit durchdrehenden Reifen raste ich von dem Parkplatz auf die Straße hinaus, schaltete Blaulicht und Sirene ein und nahm die Verfolgung auf.

Es gab keinen Gegenverkehr. Es mußte bereits weit nach ein Uhr nachts sein. Die ganze Gegend war wie ausgestorben, nachdem ich einmal den Lärm der Disco hinter mir gelassen hatte.

Die Scheinwerfer fraßen sich durch die Dunkelheit, erfaßten jedoch nicht die Verfolgten. Ich sah auch das Rücklicht des Motorrades nicht.

Trotzdem jagte ich mit Höchstgeschwindigkeit weiter, und die lag leider nur bei etwa neunzig Stundenkilometern. Es war eben ein Geländewagen und kein Sportflitzer.

Dafür entdeckte ich das Funkgerät und schaltete es ein, bekam auch sofort Kontakt zur Zentrale, aber dann war es auch schon vorbei. Der französische Kollege bei der Gendarmerie sprach Dialekt. Die Sirene und die üblichen Störgeräusche im Funkgerät machten seine Worte für mich völlig unverständlich.

Ich gab meine Meldung durch, so gut ich es auf Französisch konnte, wartete die Bestätigung gar nicht erst ab, sondern schaltete das Gerät aus. Wenn es nicht geklappt hatte, konnte ich es auch nicht ändern.

Ich erreichte den Hauptplatz. Nouvatelle sah aus, als wäre es von seinen Bewohnern verlassen worden. Vor allen Häusern waren die Fensterläden geschlossen. Eine einzige Lampe brannte in der Mitte des Platzes. Auf der anderen Seite stand das Kriegerdenkmal vor dem Bürgermeisteramt, dem Hotel de Ville. Niemand, den ich hätte fragen können, in welche Richtung das Motorrad gefahren war. Auch sonst waren keine Spuren von Pierre und Michelle zu sehen.

Resignierend schaltete ich die Sirene aus und fuhr nur mit Blaulicht weiter. Ich schlug die Richtung zum Château ein. Es hatte keinen Sinn,

blindlings in der Gegend herumzurasen. Ein Auto konnte man nicht so leicht verschwinden lassen, ein Motorrad schon.

Ich hatte einen Streit unter Jugendlichen verhindern wollen und hatte zu spät erkannt, daß es ein Angriff der höllischen Mächte war. Die Geister von Château Brouillard steckten hinter allem, und sie hatten nach Michelle Larane nun auch ihren Freund Pierre Arambon geholt.

Ruckartig richtete ich mich hinter dem Steuer des Polizeiwagens auf.

Daß ich nicht gleich daran gedacht hatte!

Vielleicht brachte Michelle ihr Opfer zur Burg hinauf. Dann hatte ich doch noch eine Chance, sie vor dem Portal einzuholen und Pierre aus ihren Klauen zu retten!

Mit einem Faustschlag schaltete ich die Sirene ein und drückte den Fuß auf das Gaspedal.

Möglich, daß ich der Gendarmerie von Nouvatelle einen schrottreifen Wagen zurückgab, aber es ging um ein junges, hoffnungsvolles Menschenleben, das ich den Klauen der Hölle entreißen mußte.

***

Suko war durchtrainiert bis in den kleinsten Muskel. Auf der steil abfallenden Straße vom Château nach Nouvatelle war die größte Schwierigkeit, daß überall lockeres Geröll herumlag. Suko mußte aufpassen, daß er nicht ausglitt und über die Kante stürzte. Es wäre ihm das gleiche Schicksal wie Jacques widerfahren.

Mit der Geschmeidigkeit einer Katze wich Suko jedem Hindernis rechtzeitig aus. Lag ein Felsbrocken im Weg, sprang er darüber hinweg. Kam ein Abschnitt, der mit kleinen runden Steinen bedeckt war, schienen seine Füße den Boden kaum zu berühren.

Sein Blick war stets auf die Straße vor ihm gerichtet. Kein einziges Mal sah er über die Kante hinaus, um nicht von dem Abgrund angezogen zu werden.

Zwei Drittel des Wegs hatte er bereits hinter sich gebracht, als er jenseits der Stadt ein zuckendes Blaulicht entdeckte, das sich rasch Nouvatelle näherte. Von Ferne hörte er auch das mißtönende Gellen einer französischen Polizeisirene.

Suko unterbrach seinen Lauf keine Sekunde lang. Er mußte an mich denken. Ich war mit einem Fahrzeug der Gendarmerie unterwegs. Suko konnte nicht wissen, ob ich es tatsächlich war, doch er verfolgte gespannt den Weg des Einsatzwagens, bis der in der Stadt verschwand.

Da war Suko bereits am Fuß der Bergstraße und wollte sich der Stadt zuwenden, als er mitten auf der Straße eine Gestalt sah. Ein Mann hielt ihn mit erhobenen Armen an.

Suko trabte auf den Unbekannten zu. Beim Näherkommen erkannte

er trotz der Dunkelheit einen jungen, schwarzhaarigen Mann, den er vorher noch nie gesehen hatte. Auf Armeslänge blieb Suko stehen, jederzeit zur Abwehr bereit. Was machte ein Mann so spät hier draußen? Es gab weit und breit keine Häuser, nur Wald.

Für einen Moment blickte Suko nach links hinüber. Dort mußte die Leiche des Dieners vom Château liegen.

»Was wollen Sie?« fragte Suko und kramte seine Französiskenntnisse zusammen.

Zu seiner Überraschung antwortete der Fremde in tadellosem, fast akzentfreiem Englisch.

»Ich will Sie warnen, Mr. Suko! In wenigen Sekunden kommt ein Mädchen auf einem Motorrad hier vorbei. Sie will zum Château hinauf. Wenn sie es schafft, ist Pierre verloren. Aber halten Sie sie nicht oben auf der Straße auf. Sie würde sich sofort mit Pierre zusammen in den Abgrund stürzen. Sie hängt nicht mehr an dem, was Sie und Ihre Freunde Leben nennen.«

Suko wollte noch eine Frage stellen, doch der junge Mann schnellte sich zur Seite und tauchte zwischen den Büschen unter. Sie standen an dieser Stelle so dicht, daß eine Verfolgung keinen Sinn gehabt hätte.

Suko stand wie erstarrt. Was sollte nun das wieder bedeuten? Ein Fremder warnte ihn? Mit dem Mädchen auf dem Motorrad konnte doch nur Michelle gemeint sein! Aber wieso verschleppte sie Pierre? Und was wollte sie oben im Château?

Ehe Suko eine Antwort auf diese Fragen fand, hörte er den röhrenden Sound eines Motorrades, weiter entfernt auch das Gellen der Polizeisirene.

Er sah sich nach einer geeigneten Stelle um. Nicht hinauf auf die Bergstraße! hatte der Unbekannte gewarnt. Aber am Beginn der Bergstraße fand Suko den idealen Punkt. Das breite Asphaltband ging hier in den schmalen, einspurigen Felspfad über und beschrieb einen scharfen Knick. Auch wenn Michelle wie eine Rennfahrerin raste, hier mußte sie Gas wegnehmen. Suko preßte sich gegen die Felswand und verschmolz mit ihr.

Wer nicht wußte, daß er hier lauerte, hätte den riesigen Chinesen mit dem gutmütigen Gesicht nicht entdeckt.

Und dann schoß das Motorrad aus dem Wald heraus, Michelle mit wehenden Haaren hoch aufgerichtet, vor sich einen Mann quer über dem Benzintank.

Suko spannte sich!

Jetzt!

***

Obwohl ich alles aus dem Geländewagen der Gendarmerie herausholte, ahnte ich schon, daß ich es nicht schaffen konnte. Zwar

entdeckte ich hinter Nouvatelle das rote Rücklicht des Motorrades auf der Straße zum Burgfelsen, und auf der Geraden holte ich sogar auf, aber spätestens auf dem steilen Pfad mußte mich Michelle abhängen. Mit dem Motorrad war sie mir haushoch überlegen, und auf ihr eigenes Leben nahm sie keine Rücksicht. Das hatte sie bereits bewiesen.

Der Feuerstuhl raste auf den Beginn der Bergstraße zu. Der scharfe Knick kam immer näher.

Das Bremslicht leuchtete auf. So irre war Michelle nun doch nicht, daß sie mit Vollgas in die Haarnadelkurve ging. Die Maschine wäre mit ihr und Pierre geradeaus weiter geschossen.

Pierre hing wie tot quer über dem Benzintank. Ich konnte von meinem Wagen aus nicht erkennen, ob er überhaupt bei Bewußtsein war.

Noch hatte ich den Fuß voll auf dem Gaspedal. Jetzt war das Motorrad an der engen Biegung, verlangsamte stark und schwenkte in den Pfad ein.

Ich bremste rechtzeitig. Der Geländewagen hatte nicht so gute Bremsen wie mein Bentley. Schon fiel ich zurück, als vor mir etwas Unglaubliches passierte.

Von der Felswand löste sich ein massiger Schatten, flog durch die Luft und prallte gegen Michelle.

Trotz der gellenden Sirene hörte ich den schrillen Schrei des Mädchens.

Die Ereignisse überschlugen sich. Noch während ich den Geländewagen der Gendarmerie mit kreischenden Reifen zum Stehen brachte, riß Suko das Mädchen aus dem Sattel. Mein Freund hatte im richtigen Augenblick eingegriffen.

Die Maschine fuhr ein Stück geradeaus weiter. Sie hatte keine hohe Geschwindigkeit mehr, aber für Pierre wurde es trotzdem kritisch. Sie kippte nämlich über den Rand des Pfades. Das Motorrad und Pierre verschwanden hinter der Böschung, die an dieser Stelle nicht hoch war.

Mit einem Satz war ich im Freien und kam Suko zu Hilfe, der sich gegen Michelle wehren mußte. Die kleine Wildkatze schlug und biß und trat nach meinem Freund, daß er sie nicht mehr auf Distanz halten konnte. Sie verkrallte sich mit zornigem Kreischen in seinen Kleidern und schlug mit Fäusten auf ihn ein.

Ich beendete den Kampf, indem ich mein silbernes Kreuz von der Halskette löste und Michelle am Kragen packte. Hart drückte ich ihr das Kreuz gegen den Rücken.

Sie bäumte sich auf, als habe ich ihr einen Stromschlag versetzt, breitete die Arme aus und stieß einen durch Mark und Bein gehenden Schrei aus. Mit einer gewaltigen Anstrengung warf sie sich herum und

stieß mich zurück.
Ich taumelte gegen die Felswand. Suko versuchte noch, Michelle festzuhalten, doch er schaffte es nicht. Seine großen Hände schlossen sich um ihr linkes Bein, aber sie kam mühelos wieder frei und taumelte die Böschung hinunter.
Auf ihrem Rücken hatte sich in die Jacke die Form eines Kreuzes eingebrannt!
Sie stand mit bösen Mächten im Bund! Meine Waffe hatte das Dämonische in ihr angegriffen und in die Flucht geschlagen.
Ich stieß mich von der Felswand ab, um Michelle zu verfolgen, doch sie tauchte bereits zwischen den Bäumen unter. Im Wald hätte ich ihre Spur keinesfalls wiedergefunden.
Suko kam etwas mühsam auf die Beine. Seine Kleider sahen übel aus.
»Dieses Biest«, rief er aus. »Ich hatte das Gefühl, ich hätte einen Puma zwischen den Fäusten!«
Ich grinste ihm erleichtert zu, daß ihm nichts passiert war. Gemeinsam ließen wir uns den Abhang hinunter gleiten, wo Pierre regungslos neben dem Motorrad lag.
Er starrte mit weit aufgerissenen Augen in den nächtlichen Himmel empor. Für einen schrecklichen Moment glaubte ich schon, er hätte sich beim Sturz das Genick gebrochen oder wäre vorher von Michelle umgebracht worden, doch dann merkte ich, daß sich seine Brust hob und senkte. Er atmete sehr flach.
Ich untersuchte ihn, so gut es in dieser Lage ging. Die Scheinwerfer des Geländewagens reichten nicht ganz bis zu uns, doch es genügte.
»Keine Verletzungen, soweit ich das feststellen kann«, erklärte ich. »Bringen wir ihn nach oben, und dann fahren wir zu einem Arzt.«
»Gibt es denn in Nouvatelle kein Krankenhaus?« fragte Suko, während er den Jungen unter den Achseln faßte.
»Keine Ahnung«, antwortete ich. »Hoch mit ihm!«
Pierre war enorm schwer. Erst jetzt erkannte ich, welche Kraft Michelle hatte anwenden müssen, um ihn vor dem Violon auf das Motorrad zu reißen.
Gemeinsam schleppten wir den apathischen Jungen zu dem Geländewagen und legten ihn vorsichtig auf die Rücksitze. Wenn er innere Verletzungen oder gar einen Schädelbruch erlitten hatte, konnten wir seinen Zustand nur verschlimmern.
Während wir ihn trugen, berichtete Suko in knappen Worten, was mit Jacques geschehen war.
»Fahr schon voraus«, riet Suko. »Ich kümmere mich um das Motorrad. Wenn ich es nicht wieder flott bekomme, warte ich hier auf dich! Ansonsten fahre ich zum Château zurück. Jane macht sich schon schreckliche Sorgen.«
»Kümmere dich nur nicht zu sehr um sie«, sagte ich mit einem

flüchtigen Grinsen.

Suko winkte mir zu, und während er über den Abhang zu Pierres Motorrad lief, jagte ich mit Vollgas nach Nouvatelle. Bereits zehn Minuten später lag Pierre auf dem Untersuchungstisch eines sehr alten aber ebenso freundlichen wie tüchtigen Arztes, der ihn auf Herz und Nieren untersuchte.

Ich wartete auf das Untersuchungsergebnis und erholte mich dabei ein wenig von den Strapazen des Einsatzes. Außerdem ließ ich mir alle Möglichkeiten durch den Kopf gehen, wie wir die Geister von Château Brouillard unschädlich machen konnten.

Ich hätte keine ruhige Sekunde gehabt, hätte ich geahnt, was sich zur selben Zeit auf dem Château abspielte.

***

Jane Collins versuchte, wenigstens eine Minute still zu sitzen. An Schlaf war überhaupt nicht zu denken. Sie schaffte es nicht einmal, sich ein wenig zu entspannen.

Sie fühlte fast körperlich, daß mit mir und Suko etwas passiert war. Wir wären niemals so lange weggeblieben, hätten wir nur einen Streit unter Jugendlichen schlichten müssen.

Endlich hielt es Jane nicht mehr in unseren Räumen aus. Sie konnte das Château zwar nicht verlassen, weil der Weg ins Tal zu weit war, aber sie wollte wenigstens etwas tun.

Sie nahm die Ersatzberetta und überprüfte, ob die Pistole in Ordnung war. Dann machte sie sich auf den Weg.

Sie und Suko hatten deutlich gesehen, daß Jacques abgestürzt war. Er mußte es gewesen sein. Außer ihm befand sich niemand im Schloß mit einer auch nur annähernd ähnlichen Gestalt.

Wieso aber hatte der Comte entschieden bestritten, daß sein Diener verunglückt war? Ohne nachzuprüfen?

Jane kam das mehr als merkwürdig vor. Daher wollte sie sich auf die Suche nach den Schlafstellen des Dieners machen. Vielleicht entdeckte sie eine Spur.

Wenn Jacques wirklich so seltsame Gewohnheiten hatte, schlief er kaum in der Nähe der bewohnten Zimmer. In die unterirdischen Gewölbe des Châteaus wagte sich Jane nicht. Sie war keine Selbstmörderin. Nachts waren die Geister des Schlosses am mächtigsten, und den Gang in die Keller überließ sie lieber mir.

Es gab zwei Hauptflügel. In dem einen bewohnte der Schloßherr einige Zimmer, in dem anderen waren vorübergehend wir untergebracht. Und hier begann Jane mit ihrer Suche.

Bereits drei Zimmer weiter hatte sie den ersten Erfolg. In einer Ecke des ansonsten leeren Raumes lag nacktes Stroh, darüber eine schmutzige Decke. Jane leuchtete mit der mitgebrachten

Taschenlampe in alle Winkel und entdeckte noch eine angebissene Brotkruste. Auf dem Boden gab es einige Wachsflecken von Kerzen.

In diesem einen Punkt hatte der Comte also die Wahrheit gesagt. Im Erdgeschoß des Nebentraktes fand Jane ein zweites Lager, gleich darauf neben der Küche ein drittes.

Die Küche war überraschend sauber und sah so aus, als werde sie oft benutzt. An den Wänden hingen schwere eiserne Kessel, Kupferpfannen und Backformen. Die zwei langen Arbeitstische waren blank gescheuert. Der altmodische, mit Holz zu heizende Herd blitzte.

Auf einem Regal stand eine Sammlung uralter Kochbücher. Jane trat näher. Vielleicht fand sie hier ein Werk über Magie und Geister!

Eben streckte sie die Hand nach dem ersten Buch aus, als sie hinter sich ein Geräusch hörte.

»Suchen Sie etwas, Miß Collins?« fragte eine bekannte Stimme.

Jane war es, als streiche ein Eiszapfen über ihren Rücken.

***

»Jacques!« stieß sie krächzend hervor.

Fassungslos drehte sie sich um und stand dem seltsamen Diener gegenüber. Obwohl auf Jacques schiefem und abstoßenden Gesicht ein häßliches Grinsen lag, hatten seine Augen einen traurigen, beinahe flehenden Ausdruck.

Er streckte Jane die Hand entgegen, doch da er im selben Moment ein heiseres, hustendes Fauchen ausstieß, floh sie aus der Küche. Das wütende Lachen des Dieners hallte ihr noch in den Ohren, als sie unsere Zimmer erreichte und aufatmend hinter sich die Tür abschloß.

Im nächsten Moment bereute sie, hierhergekommen zu sein. Mein Einsatzkoffer mit den Waffen des Guten schwebte frei in der Luft, umgeben von schlierigen Nebelfetzen.

Eisige Kälte griff nach Jane. In dem Nebel entstanden schauerliche Dämonenfratzen. Krallen, fellbedeckte Pranken und Bockshufe mit messerscharfen Kanten tauchten aus dem Nebel auf.

Ehe Jane zu einer Gegenwehr kam und zu der Beretta greifen konnte, waren die Dämonen über ihr.

***

»Er hat unglaubliches Glück gehabt, Monsieur«, berichtete der alte Arzt, nachdem er Pierre gründlich untersucht hatte. »Außer ein paar Prellungen und Abschürfungen hat er nichts abbekommen. Die Jugend hat eben noch kräftige Knochen. Ich in meinem Alter hätte mir bei einem Motorradunfall das Genick gebrochen.«

Ich hatte dem Arzt die Geschichte mit dem Motorradunfall erzählt, die ja sogar teilweise stimmte. »Dann kann ich ihn gleich wieder mitnehmen«, erwiderte ich.

Der Arzt wiegte den Kopf und musterte mich durch seine dicken

Brillengläser. »Ja, schon«, meinte er gedehnt. »Er steht unter einem schweren Schock. Ich weiß nicht, ob dieser Schock auch von dem Unfall stammt.«

Er räusperte sich vielsagend. »Sie sind der Engländer, der mit zwei Begleitern im Château eingetroffen ist?«

»Richtig.« Ich lächelte amüsiert. »Hat sich schnell herumgesprochen, nicht wahr? So oft kommen keine Ausländer nach Nouvatelle.«

Der Arzt winkte ab. »Das ist nicht der Grund«, sagte er gedämpft. »Es ist nur so, daß niemand aus Nouvatelle freiwillig auf das Château gehen würde. Wir sind nicht lebensmüde.«

»Wegen der Geister des Schlosses?«

»Nicht nur.« Obwohl wir allein waren, sah sich der Arzt erst nach allen Seiten um, ob wir auch wirklich unbelauscht waren. »Der Comte hat nicht den besten Ruf in der Gegend. Und sein Diener Jacques… Sie haben ihn sicher gesehen.«

»Man soll keine Vorurteile gegen häßliche Menschen haben, Monsieur le Docteur«, erwiderte ich lahm und dachte daran, daß ich fröstelte, wenn ich Jacques sah.

Der Arzt lächelte mitleidig. »Wofür halten Sie mich, Monsieur? Bei Jacques ist es nicht das Aussehen, das die Leute abstößt. Es ist etwas ganz anderes.« Wieder räusperte er sich, dann folgte der scheue Blick in die Runde. »Ich bin ein alter Mann, Monsieur Sinclair, und bereits vor dreißig Jahren starb mein Vater mit achtzig. Aber er hatte sich als Kind schon vor Jacques, dem Diener auf dem Château, gefürchtet! Und mein Großvater hatte ebenfalls bereits als Kind einen weiten Bogen um Jacques, den Diener vom Château, gemacht!«

Ich blickte den Arzt überrascht an. »Wahrscheinlich nannten die Grafen von Brouillard ihre Diener immer Jacques!«

»Schon mein Großvater beschrieb Jacques so, wie er heute aussieht«, behauptete der Arzt. »Und dieses Äußere ist wirklich unverwechselbar, meinen Sie nicht auch?«

Ich zuckte die Achseln. »Schon möglich«, antwortete ich höflich, weil ich den hilfsbereiten Mann nicht beleidigen wollte. Ich kannte diese Gerüchte, die in Dörfern und Kleinstädten umliefen. Manchmal war wirklich etwas daran, aber meistens entsprangen sie nur dummen Vorurteilen. »Wie dem auch sei, Jacques wird nie mehr auftauchen. Er ist heute nacht vom Felsen gestürzt. Morgen früh muß die Gendarmerie nach seiner Leiche suchen!«

Zu meiner Überraschung lächelte der Arzt. »Monsieur Sinclair, Jacques kann nicht sterben!« sagte er überzeugt.

»Das sagen Sie als Arzt?« staunte ich.

»Eben weil ich Arzt bin, sage ich es! Jacques ist kein Mensch!«

Nun wurde ich doch stutzig. Schließlich wirkte dieser Arzt nicht wie ein Spinner, und vielleicht war Jacques tatsächlich kein Mensch,

sondern ein Untoter oder ein Dämon in Menschengestalt. Das hätte jedoch bedeutet, daß der Comte de Brouillard über alles informiert war. Er mußte über Jacques genau Bescheid wissen und überhaupt tiefer in diesen Fall verstrickt sein, als er bisher zugegeben hatte.

Sein merkwürdiges Verhalten fiel mir ein, als Suko ihm den Absturz seines Dieners gemeldet hatte. Plötzlich hatte ich es sehr eilig. Ich bedankte mich noch einmal bei dem Arzt und ging zu Pierre, der zusammengesunken in einem Sessel kauerte.

»Ich bringe dich jetzt nach Hause«, schlug ich vor und blieb bei dem Du.

Er hob den Kopf und schüttelte ihn entschlossen. »Auf keinen Fall! Ich habe Angst, daß Michelle wiederkommt! Nehmen Sie mich auf das Schloß mit, Monsieur Sinclair! Lieber auf der Spukburg als allein in Nouvatelle.«

Ich widersprach, doch er ließ sich nicht umstimmen. Immerhin war er bereits volljährig und konnte über sich selbst bestimmen. Humpelnd ging er zu meinem Geländewagen. Schweigend fuhren wir aus dem schlafenden Nouvatelle hinaus. Mein Hilferuf an die Funkzentrale hatte keinen Erfolg gebracht. Vermutlich war mein Französisch doch nicht gut genug gewesen. Aber jetzt brauchte ich die französischen Kollegen nicht mehr.

»Pierre«, sagte ich vorsichtig, als wir die halbe Höhe des Burgberges erreicht hatten. »Wenn du Michelle noch einmal siehst… geh ihr aus dem Weg! Vertrau ihr nicht, ganz gleich, was sie sagt! Auch wenn sie dir schwört, daß jetzt wieder alles in Ordnung ist und daß sie nur dich liebt, darfst du ihr nicht glauben. Hast du verstanden?«

»Ich weiß, was Sie meinen, Monsieur Sinclair«, sagte er leise. »Werden Sie den Schuldigen finden und bestrafen?«

Ich warf ihm einen kurzen Blick zu, dann konzentrierte ich mich wieder voll auf die schwierige Straße. Sein Gesicht war wie aus Stein gemeißelt, regungslos und erstarrt.

»Ich verspreche es«, sagte ich und gab mehr Gas. Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß auf dem Château nicht alles in Ordnung war. Außerdem hatte ich Suko nicht gesehen. Hatte er das Motorrad des Jungen wieder in Ordnung gebracht?

Die Antwort darauf erhielt ich ein paar Minuten später, als ich den Geländewagen der französischen Gendarmerie vor dem Schloß ausrollen ließ. Suko stand neben dem Motorrad und kam an den Wagen.

»Bin kurz vor dir angekommen, John«, berichtete er. »Die Maschine läuft. Sie hat bei dem Sturz nur ein paar Schrammen abbekommen.«

Wortlos stieg Pierre aus und ging auf das Portal zu. Ich folgte ihm, und Suko schloß sich uns an. Er schob das Motorrad. Wenn schon der Geländewagen nicht durch das Portal paßte, wollte er wenigstens ein

Fahrzeug in Sicherheit bringen.

Schon streckte ich die Hand nach dem Klingelzug aus, als die kleine Nebenpforte aufschwang. Im schwachen Mondlicht sah ich die unförmige Gestalt des Dieners Jacques, dachte an die Worte des alten Arztes und warf mich mit einem weiten Sprung vorwärts.

Jacques war jedoch trotz seines Alters schneller als ich. Er wich zur Seite, ließ mich ins Leere laufen und verschwand blitzartig durch eine Tür des Nebengebäudes.

Ich wollte ihm folgen, doch die feuchte, modrige und eisige Luft, die mir aus der Tür entgegenstrich, warnte mich. Dahinter ging es in die Kellergewölbe von Château Brouillard, wohin ich mich ohne Licht und ohne meine Spezialwaffen nicht wagen durfte.

»Er lebt also doch!« sagte Suko und warf einen Blick zu den dunklen Felsen des Hauptgebäudes hinauf. »Und der Comte hat es gewußt!«

Ich erzählte ihm, was ich von dem alten Arzt erfahren hatte. »Durchaus möglich, daß die Grafen von Brouillard einen Geist ihres Schlosses gezwungen haben, ihnen zu dienen. Das wäre auch eine Erklärung, wieso Jacques mit den Arbeiten in dem riesigen Gebäude zurechtkommt. Er allein!«

Suko zuckte die breiten Schultern unter seiner Lederkluft. »Bleibt noch die Frage, wer der junge Mann war, der mich vor Michelle gewarnt hat.«

»Keine Ahnung«, gab ich zu und deutete auf Pierre. »Bringen wir ihn nach oben, sonst kippt er uns noch hier auf dem Hof um. Er hat heute mehr durchgemacht, als man einem einzelnen Menschen zumuten darf.«

Es war Pierre nicht anzumerken, wie der Zwischenfall auf ihn wirkte. Er machte einen apathischen Eindruck und wankte erschöpft hinter uns her.

Wir erreichten den ersten Stock des Nebentraktes und stockten.

Die Tür zu Janes Zimmer stand offen. Licht fiel auf den Korridor heraus.

In dem hellen Viereck lag der Comte de Brouillard. Tot oder betäubt.

»Jane!« schrie ich auf und sprang in das Zimmer, stolperte über etwas und schlug der Länge nach hin.

Mein Einsatzkoffer! Er lag direkt in der Tür!

Auf den ersten Blick erkannte ich, daß sich ein Unbefugter daran zu schaffen gemacht hatte.

»Jane!« Ich stürmte durch alle Räume, doch meine Freundin war verschwunden.

»John, hier!« rief Suko draußen auf dem Korridor.

Ich hetzte zu ihm. Mit düsterem Gesicht zeigte er auf meine Ersatzberetta, die in einer dunklen Ecke des Ganges lag.

»Ich habe sie Jane zu ihrem Schutz zurückgelassen«, sagte Suko leise.

Es war klar. Jane war verschleppt worden!
Sie befand sich in den Händen der Geister von Château Brouillard!

***

Jane konnte sich gegen die Übermacht nicht wehren. Sie griff verzweifelt nach der Beretta, doch sie feuerte keinen einzigen Schuß ab. Ehe sie abdrückte, wurde sie auf den Korridor gestoßen. Ein heftiger Schlag fegte ihr die Beretta aus der Hand.
Jetzt war Jane völlig hilflos. Sie schlug um sich, doch es waren zu viele Gegner. Immer neue quollen aus der Nebelwolke, die ihr folgten. Es waren untergeordnete Dämonen, Hilfsgeister, die mit einfachen Waffen der Weißen Magie bekämpft werden konnten.
Hätte Jane nur die Dämonenpeitsche oder die Gnostische Gemme einsetzen können!
Mein Koffer hing noch im Zimmer in der Luft. Die Dämonen des Schlosses versuchten, den Koffer mitsamt seinem wertvollen Inhalt zu stehlen!
Mit einem wilden Aufschrei warf, sich die Privatdetektivin herum. Sie wollte den Koffer bergen. Wenn sie Glück hatte, konnte sie ihn sogar öffnen und die Waffen gegen die Dämonen einsetzen.
Es gelang ihr, die Reihe der Angreifer zu durchbrechen. Taumelnd wankte sie auf die Tür zu ihrem Zimmer zu und prallte zurück.
Mitten im Raum stand Comte de Brouillard und preßte den Einsatzkoffer an sich.
Mehr sah sie nicht mehr, weil sie von hinten gepackt und herumgewirbelt wurde. Die Dämonen ergriffen sie an den Armen und schleiften sie mit sich. Jane mußte sich dem Zwang fügen, sonst wäre es schlimm ausgegangen. Verzweifelt lief sie durch den Korridor. Nicht stolpern, hämmerte sie sich selbst ein, sonst zerschlug sie sich die Beine auf der Treppe!
Unsanft wurde sie in die Tiefe gerissen. Auf der Treppe ins Erdgeschoß schaffte sie es noch, auf den Beinen zu bleiben, doch dann schleppten die Dämonen ihr Opfer quer durch die Halle. In der Mauer tat sich ein Spalt auf. Dahinter gähnte ein schwarzes Loch.
»Hilfe!« schrie Jane gellend auf. »Nein! Hilfe!«
Sie hatte keine Angst vor der Dunkelheit, aber sie fürchtete die Wesen der Finsternis, die dort unten auf sie lauerten! Und sie wußte, daß wir kaum ihre Spur finden konnten, wenn sie erst einmal in den unterirdischen Gewölben des alten Châteaus steckte.
Alles Sträuben half ihr nichts. Sie wurde in das Loch hinein gezogen. Hinter ihr schloß sich der Zugang mit einem dumpfen Poltern.
Im nächsten Moment drehte sich die Welt um Jane. Ihre Füße ertasteten eine enge Wendeltreppe.
Sie verlor den Kontakt zum Boden, zog geistesgegenwärtig die Beine

an und ließ sich tragen. Trotzdem stieß sie mehrmals gegen Stufen und Mauer. Ihre Kleider zerrissen. Ihre Haare lösten sich auf.

Eisige Luft schlug ihr entgegen. Feuchtigkeit von nassen Kellermauern. Modergeruch!

In einem rasenden Wirbel trugen die Dämonen sie die spiralenförmige Treppe hinunter, daß Jane schwindelig wurde und das Bewußtsein verlor, ehe sie die Sohle des Schachtes erreichten.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf hartem Untergrund. Verwirrt tastete sie um sich. Es war Steinboden, kalt und feucht.

Um sie herum herrschte absolute Finsternis, daß sie für einen Moment glaubte, man habe ihr die Augen verbunden. Sie sah ihren Irrtum ein, als sie ihr Gesicht betastete. Sie war nicht einmal gefesselt.

Keuchend richtete sie sich auf Hände und Knie auf und kroch vorwärts. Jane Collins wollte ihr Gefängnis erforschen, um nach einer Fluchtmöglichkeit zu suchen.

Doch schon nach einem kurzen Stück prallte sie entsetzt zurück. Ihre tastende Hand stieß ins Leere!

Zitternd preßte sie sich gegen den Boden. In ihrer Vorstellung erschien das Bild eines waagrechten Ganges, der von einem bodenlosen Schacht unterbrochen wurde.

Erst nach einigen Minuten hatte sie genügend Nervenkraft gesammelt, um ihre Erkundung fortzusetzen. Wieder schob sie sich bis zu der Kante vor und stellte fest, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Sie befand sich in einem Gang, aus dem es in dieser Richtung kein Entkommen gab, weil sich über die gesamte Breite eine Öffnung hinzog. Aus der Tiefe blies kalter Moderhauch.

Jane fand durch Herumtasten ein Steinchen und warf es in die Tiefe. Obwohl sie mit angehaltenem Atem lauschte, hörte sie keinen Aufprall. Der Schacht mußte bis zum Tal hinunter reichen!

Vielleicht war es nur eine schmale Spalte, die sich quer über den Boden zog. Jane konnte die gegenüberliegende Kante jedoch nicht ertasten und kehrte zum Ausgangspunkt zurück.

Sie versuchte es in der entgegengesetzten Richtung, doch nach wenigen Schritten war auch hier Schluß.

Sie war auf beiden Seiten durch Schächte eingesperrt! Eine falsche Bewegung, und sie stürzte in die Tiefe!

Schaudernd zog sich die Privatdetektivin zurück. Sie kauerte sich in der Mitte zwischen den Abgründen auf die Steinplatten.

Ihre Entführer hatten ein teuflisches Gefängnis für sie ausgesucht. Der Platz, der ihr verblieb, war kaum größer als eine normale Garage!

Jane fror, doch etwas anderes machte ihr viel größere Sorgen. Sie war todmüde. Die Augen fielen ihr schon von alleine zu, obwohl sie sich mit aller Kraft dagegen wehrte.

Sie fürchtete, sich während eines unruhigen Schlafes von der Stelle

zu wälzen und abzustürzen.
Gleich darauf geschah jedoch etwas, das sie von allen anderen Sorgen ablenkte.
Von links näherte sich bleicher Lichtschein. Nun erkannte sie, daß sich der Gang zwar auf beiden Seiten fortsetzte, daß die Schächte jedoch zu breit waren. Nicht einmal mit Anlauf konnte sie den Abgrund überspringen.
Gleich darauf schälte sich aus dem hellen, geisterhaften Leuchten eine Gestalt heraus.
Die Gestalt einer jungen Frau.
Jane zuckte zusammen. »Michelle!« flüsterte sie ungläubig.
Das Mädchen lächelte höhnisch und schritt über den Schacht, als wäre an dieser Stelle fester Boden. Mit ausgestreckten Armen kam sie auf Jane zu.
Als sie die langen, wie Dolche gekrümmten Fingernägel entdeckte, blieb ihr die Luft weg.
Michelle Larane war gekommen, um sie zu töten!

***

»Diese Bestien!« knirschte Suko. Er wollte losstürmen, doch ich riß ihn am Arm zurück.
»Warte! Es hat keinen Sinn, einfach loszurennen! Wir wecken den Comte und fragen ihn über die Kellergewölbe aus.«
Suko deutete anklagend auf den Ohnmächtigen. »Vertraust du ihm vielleicht noch? Nach allem, was passiert ist?«
Ich schüttelte den Kopf. »Trotzdem weiß er in seinem Schloß besser Bescheid als wir. Ich werde schon erfahren, was wir wissen müssen. Hilf mir, ihn auf das Sofa zu legen!«
»Als ob ich das nicht allein schaffen würde«, brummte Suko, hob den Grafen hoch und schleppte ihn in unsere Räume.
Pierre sah uns verstört zu. In seinen Augen schimmerte jedoch schon wieder etwas Interesse an seiner Umwelt. Der Schock ließ nach.
»Kann ich Ihnen helfen?« fragte er zaghaft. »Ich möchte auch etwas tun.«
»Ruh dich erst einmal aus«, riet ich ihm, öffnete meinen Koffer, ohne daß mir Betäubungsgas ins Gesicht sprühte, und lud den Sicherheitsmechanismus nach. Der Graf hatte damit offensichtlich Bekanntschaft geschlossen.
Suko weckte ihn nicht gerade sanft mit einem Schwall kalten Wassers und einem nassen Lappen. Stöhnend richtete sich der Comte auf und blinzelte uns verwirrt an.
»Das ist wohl schiefgegangen«, sagte ich und deutete mit einem knappen Grinsen auf meinen Koffer.
Er zuckte zusammen und schlug sich gegen die Stirn. »Miß Collins!

Haben Sie Miß Collins gefunden?«
»Nein, aber wir wollen sie suchen«, erwiderte ich abwartend.
Er versuchte aufzustehen, war dazu jedoch noch zu schwach und fiel auf das Sofa zurück. »Ich kam dazu, als sie überfallen wurde«, berichtete er stockend. »Es waren wieder einmal die Geister von Château Brouillard. Sie wollten Miß Collins verschleppen. Ich allein war zu schwach gegen sie. Deshalb versuchte ich, den Koffer zu öffnen, um Ihre Waffen einzusetzen. Aber dann…«
Suko grinste. »Dann wurde es finster, nicht wahr?«
Es war nicht zu übersehen, daß Suko dem Grafen kein Wort glaubte. Ich auch nicht, aber ich tat wenigstens so.
»Ich hätte Sie warnen müssen, Comte«, erwiderte ich daher höflich. »Aber ich dachte nicht, daß Sie die Waffen brauchen würden. Diesen Koffer dürfen nur Eingeweihte öffnen.« Ich klopfte auf mein teures Stück. »Übrigens, wieso ist Jacques wieder da, obwohl er abgestürzt ist?«
Comte de Brouillard schüttelte vorsichtig den Kopf. »Er ist nie abgestürzt, das muß eine Täuschung der Geister gewesen sein.«
»Aber er lebt schon über hundert oder hundertfünfzig Jahre«, wandte ich ein.
Der Graf stutzte, dann lächelte er gequält. »Sie haben offenbar die Gerüchte in Nouvatelle gehört, Monsieur l'Inspecteur! Glauben Sie kein Wort. Die Leute haben vor Jacques Angst, deshalb reden sie Unsinn! Daß es ihn schon immer gegeben hat und daß er kein Mensch ist.«
Ich verzichtete auf weitere Fragen. Die Wahrheit erfuhr ich doch nicht!
Statt dessen befragte ich den Comte über die Kellergewölbe. Er beschrieb mir auch bereitwillig und sehr genau die unterirdische, direkt aus dem Felsen herausgeschlagene Anlage.
»Am tiefsten Punkt kommen Sie an eine Eisentür«, sagte er. »Sie ist nicht versperrt, aber lassen Sie sie geschlossen.«
»Was ist dahinter?« fragte ich knapp, obwohl ich mir die Erklärung schon denken konnte.
»Unerforschte Gewölbe, Schächte und Stollen, Monsieur l'Inspecteur.« Comte de Brouillard lächelte undurchsichtig. »Die Heimat der Geister von Château Brouillard. Man sagt, der ganze Berg sei wie ein Ameisenhaufen von Gängen durchzogen, aber ich halte das für ein Gerücht.«
»Wären Sie bereit, uns zu führen?« fragte Suko kalt.
Der Graf nickte. »Aber nur bis an die Eisentür. Weiter bringt mich kein Mensch! Ich möchte noch eine Weile leben!«
»Vermutlich haben die Geister Miß Collins hinter diese Tür gebracht«, sagte ich hart.

Comte da Brouillard nickte. »Allerdings, Monsieur Sinclair. Deshalb halte ich Ihr Unternehmen auch für sinnlos, geradezu leichtsinnig! Und erreichen werden Sie nichts mehr!«

»Glauben Sie, daß wir den Geistern in diesem alten Steinkasten nicht gewachsen sind?« rief Suko kämpferisch.

Der Graf musterte ihn mit einem ruhigen, resignierenden Blick.

»Ich glaube«, sagte er leise, »daß Miß Collins nicht mehr lebt!«

***

Wir schickten den Grafen aus dem Zimmer und versorgten uns mit Waffen.

Pierre streckte mir die Hand entgegen. »Geben Sie mir auch etwas, Monsieur Sinclair!« verlangte er. »Ich möchte mich beteiligen!«

Ich schüttelte den Kopf. »Du bekommst die Gemme. Damit kannst du dich schützen, falls sie dich angreifen. Aber du bleibst hier in diesem Zimmer und schließt dich ein! Da unten ist es zu gefährlich!«

Es war Pierre offenbar nicht recht, doch ich ließ mich nicht umstimmen. Endlich waren Suko und ich bereit zum Aufbruch. Jeder von uns hatte eine starke Taschenlampe und Reservebatterien bei sich.

Wir folgten dem Weg, den der Comte uns beschrieben hatte, und gelangten nach einer Viertelstunde an die Eisentür. Wir hatten so lange gebraucht, weil wir ständig mit einem Angriff oder Fallen rechneten.

Von der Tür strömte eine eisige Kälte aus, die mir das Atmen erschwerte. Das war nicht nur die Kühle eines aus dem Felsen gesprengten Kellers. Die Mächte der Finsternis besaßen hier einen Stützpunkt auf Erden.

Suko streckte die Hand nach der Tür aus, doch ich schob ihn beiseite.

»Das ist mein Job«, erklärte ich.

Ich zuckte zusammen, als meine Finger das Metall berührten. Ich hörte ein lautloses Lachen, das in meine Gedanken drang. Die Geister wollten mir zeigen, daß sie keine Angst vor mir hatten und daß sie mir keine Chance gaben.

»Wir werden ja sehen!« zischte ich und stieß die Tür auf.

Im nächsten Moment riß ich die Beretta hoch und hätte beinahe abgedrückt. Nur eisernes Training hatte mir zu jener reflexartigen Reaktion verholfen, die Pierre das Leben rettete.

Der Junge stand direkt vor mir und starrte mich erschrocken an. Suko und ich waren nicht weniger überrascht als er.

»Wo um alles in der Welt kommst du denn her?« rief ich und zog ihn auf meine Seite der Tür.

Er zuckte schuldbewußt die Achseln. »Ich wollte nicht im Zimmer bleiben, während Sie hier unten nach Mademoiselle Collins suchen. Deshalb schlich ich in die Halle hinunter. Jacques stand plötzlich vor

mir. Ich dachte schon, er würde mich an den Comte verraten, aber er deutete auf eine Stelle der Wand. Ich ging darauf zu. Ein Teil glitt zur Seite und gab eine Wendeltreppe frei. Sie endet da hinten, ungefähr zehn Meter entfernt.«

Er deutete tiefer in die verbotene Zone hinein.

»Entweder weiß der Comte nichts von diesem geheimen Zugang, oder er hat uns belogen«, sagte ich.

»Aber warum hilft Jacques?« Suko schüttelte den Kopf. »Es wird immer merkwürdiger!«

»Gehen wir«, sagte ich und verzichtete darauf, Pierre zurückzuschicken. Er schloß die Tür.

Wir fanden die Wendeltreppe und leuchteten sie ab. Ehe wir sie jedoch genauer untersuchen konnten, fuhr ich herum.

»Still!« zischte ich meinen Gefährten zu.

Nun hörten sie es ebenfalls.

Schreie!

Schreie in höchster Todesnot!

»Jane!« brüllte ich und rannte los, blindlings in das gefährliche Labyrinth von Château Brouillard hinein.

***

»Jane Collins!« Michelle Larane blieb zwei Schritte vor der Gefangenen stehen und blickte mit einem triumphierenden Grinsen auf sie hinunter. »Ein schöner Gegner ist das, den man so einfach überwältigen kann! Ihr seid wie arglose Kinder in die Falle gegangen!«

Jane erschrak. Michelle sprach in der Mehrzahl. Sie wollte nach mir und nach Suko fragen, schwieg jedoch. Angespannt lag sie auf dem Steinboden und wartete auf den Angriff.

»Du willst gar nicht wissen, was aus deinen Freunden geworden ist?« Michelle – oder besser das Wesen, das jetzt in ihrem Körper wohnte, lachte schrill auf. »Ich werde es dir verraten! In diesem Moment stehen sie vor der Eisentür und überlegen, ob sie eintreten sollen. Jetzt treffen sie mit Pierre zusammen, dem dieser Jacques den Geheimgang gezeigt hat!«

Jane horchte auf. Bei dem Namen Jacques schlich sich ein haßerfüllter Ton in Michelles Stimme ein. Sollte der Diener wirklich nichts mit den bösen Mächten auf diesem Schloß zu tun haben? Jane konnte es kaum glauben. Dennoch blieb keine andere Erklärung für Michelles Verhalten.

»Sie sprechen miteinander!« Das Mädchen stöhnte verächtlich. »Wahrscheinlich haben sie nicht genug Mut, um weiter in das Labyrinth einzudringen!«

»Wozu das alles?« Jane entschloß sich, ihr Schweigen zu brechen. Nur so konnte sie wichtige Informationen erhalten. »Warum

geschehen alle diese Dinge?«

Michelle hatte zuletzt erwartungsvoll in den Korridor geblickt: Jetzt sah sie wieder Jane an.

»Hast du das noch nicht erraten, Jane Collins?« fragte sie höhnisch. »Das ist doch ganz einfach! Wir wollten euch! Dich, Suko und in erster Linie diesen verdammten John Sinclair, der uns schon so oft Schaden zugefügt hat. Ihr sollt endlich verschwinden, und zwar für immer! Und mit euch Sinclairs Waffen! Wir werden sie an der tiefsten Stelle des Schachtsystems versenken und zusammen mit euren Leichen für immer mit einem Bergrutsch zudecken. Stell dir vor«, spottete sie. »Der Burgberg wird euer Grabstein sein! Und Château Brouillard soll diesen Grabstein krönen! Ihr könnt stolz sein, ein solches Monument besitzt außer euch niemand!«

Jane war keineswegs stolz, sondern zerbrach sich den Kopf, wie sie uns warnen konnte. Wir rechneten bestimmt mit Fallen, hatten jedoch keine Ahnung, was uns hier erwartete.

Ehe sie eine Idee hatte, stieß Michelle Larane einen gräßlichen Fluch aus. »Das dauert mir zu lange! Sie wollen jeden Fußbreit absuchen. Dann sind sie morgen früh noch nicht hier! Ich werde sie anlocken.«

Jane kam zu keiner Gegenwehr, als Michelles Hände wie eine zustoßende Giftschlange vorschnellten, sie an den Schultern packten und herumrollten.

Jane schrie auf, weil sie glaubte, Michelle werde sie in den Abgrund werfen.

Sie hatte jedoch einen ganz anderen Plan. Ihre Krallen bohrten sich in Janes Jacke und verhakten sich an ihrem Gürtel. Jane wurde vom Boden hochgehoben.

Die Steinplatten glitten unter ihr zurück, und im nächsten Moment hing sie hilflos über dem abgrundtiefen Schacht.

Obwohl sie erkannte, daß Michelle dadurch nur Suko und mich zu einer Unvorsichtigkeit verleiten wollte, kam sie nicht dagegen an. Sie schrie langgezogen und gellend auf, und als sie keine Luft mehr hatte, pumpte sie die Lungen voll und schrie wieder.

Die ganze menschliche Angst vor der Tiefe und dem Stürzen brach aus ihr heraus. Sie konnte nicht mehr aufhören.

Jane sah nicht das hohnverzerrte Gesicht des jungen Mädchens. Und sie hörte nicht, wie Michelle flüsterte:

»So ist es recht, du Miststück! Das ist der Tod für John Sinclair!«

***

Ich jagte in weiten Sätzen durch den Korridor innerhalb der unterirdischen Anlage. Janes entsetzte Schreie wurden lauter und lauter. Sie ließen mich alles andere vergessen.

Die Angst um Jane peitschte mich blindlings voran, daß ich gar nicht

mehr darauf achtete, wohin ich trat.

Plötzlich erhielt ich einen harten Stoß in den Rücken und flog kopfüber mit einem Hechtsprung auf den Boden, hatte eben noch Zeit, mit den Händen die ärgste Wucht zu bremsen, und rollte mich auf den Rücken.

Aber anstelle eines Feindes entdeckte ich Pierre. Er hatte mir den Stoß versetzt, und er hatte mir damit das Leben gerettet.

Er kauerte schreckensbleich dicht neben mir auf dem Boden des Stollens, während Suko mit seiner Taschenlampe das blitzende Schwert beleuchtete, das quer über den Gang ragte.

Es war waagrecht in Höhe meines Halses angebracht!

»Das war knapp!« rief Suko fassungslos. »Ich war zu weit hinten, darum konnte ich nicht eingreifen.« Er berührte mit dem Finger vorsichtig die Schneide und zog die Hand hastig wieder zurück. »Scharf wie eine Rasierklinge«, stammelte er. »Hätte Pierre dich nicht gestoßen, wärst du geköpft worden!«

Ich brauchte erst ein paar Sekunden, um das zu verarbeiten.

Pierre deutete auf die Steinplatten, auf denen ich saß.

»Sie stiegen auf diese Platten, die unter Ihrem Gewicht nachgaben, Monsieur Sinclair«, erklärte er. »Ich habe mir schon so etwas gedacht, daß die Platten einen Kontakt auslösen! Und im nächsten Moment öffnete sich ein Spalt in der Wand! Ich habe nicht gewußt, was passieren wird, aber ich habe Sie gestoßen!«

»Das Schwert sauste waagrecht aus der Wand«, berichtete Suko. Er lehnte sich gegen die Steine. Ich sah, daß er noch nachträglich zitterte, und auch meine Beine fühlten sich wie Gummi an.

»John!«

Von weit her gellte Janes Schrei durch das Labyrinth. Er vertrieb augenblicklich die Schwäche.

Ich sprang auf. »Weiter!« rief ich keuchend. »Aber achtet auf Fallen!«

Zwar liefen wir wieder durch den Stollen, aber wir waren nicht mehr so leichtsinnig. Vor allem ich war kuriert. Wie sollte ich Jane helfen, wenn ich vorher geköpft oder gevierteilt wurde oder was sich die Erbauer des Labyrinths noch an unangenehmen Überraschungen für Eindringlinge ausgesucht hatten!

Während ich den Gang vor mir ausleuchtete und so schnell wie möglich vordrang, überlegte ich, ob diese Falle von Menschenhand geschaffen worden war. Kein Dämon würde ein Schwert im Gang installieren. Für die Wesen der Hölle gab es andere, mindestens genau so wirksame Möglichkeiten, ihre Gegner auszuschalten.

Eine Minute verging, noch eine!

Und Jane schrie immer wieder gellend auf!

In der Linken hielt ich die Taschenlampe, in der Rechten die schußbereite Beretta. Was geschah nur mit Jane? Meine Nerven

flatterten, während ich entschlossen vordrang.
Plötzlich war der Gang scheinbar zu Ende. Ich entdeckte eine Abzweigung nach links und nach rechts.
Behutsam schob ich mich an die Kante heran. Nichts passierte, aber Janes Schreie waren ganz nahe.
Und dann konnte ich in den Quergang sehen.
Das Blut gefror mir in den Adern.
Michelle Larane stand über einem Schacht. Sie schwebte frei in der Luft. Und mit ihren unnatürlich langen Krallen hielt sie Jane.
Ich hob die Beretta, doch ich ließ meine Waffe wieder sinken. Ich war hilflos. Schoß und traf ich, ließ Michelle ihr Opfer los und Jane stürzte in den Tod.
Pierre dachte jedoch nicht so weit.
Unüberlegt zielte er mit der Ersatzberetta und drückte ab!
Der Schuß krachte, als das geweihte Silber den Lauf verließ!

***

Die folgende Sekunde dehnte sich zu einer halben Ewigkeit. Ich wartete darauf, daß Michelle, von der Silberkugel getroffen, Jane losließ. Ich sah Jane förmlich schon die Tiefe stürzen.
Dann erst begriff ich, daß Pierre in der Hast nicht gut gezielt hatte. Mit einem Sprung war ich bei ihm und schlug ihm die Beretta aus der Hand. Sie flog durch die Luft. Suko fing sie auf.
»Lassen Sie mich!« schrie Pierre und versuchte, sich an mir vorbeizudrängen. »Ich kann Michelle nicht mehr sehen! Ich muß…«
Er brach ab und wehrte sich gegen meinen Griff. Ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, um den Tobenden zu halten. Pierre versuchte, an mir vorbei Michelle anzugreifen. Es hätte ihm den sicheren Tod gebracht!
Ich hatte schon gewußt, warum ich ihn nicht mitnehmen wollte. Jacques hatte mir einen Strich durch die Rechnung gemacht.
»Sorgt dafür, daß mir der Verrückte vom Leib bleibt!« keifte Michelle. »Er kann mir zwar nichts anhaben, aber wenn er mir zu nahe kommt, vernichte ich ihn. Ich finde diesen Dummkopf widerlich!«
Das wirkte auf Pierre wie eine kalte Dusche. Sein Widerstand erlahmte augenblicklich. Er sackte in sich zusammen und schlich völlig geknickt zur Seite, setzte sich auf den Boden und lehnte sich gegen die Stollenwand. Obwohl er das Gesicht in den Händen barg und auf den Knien aufstützte, traute ich dem Frieden nicht so ganz und gab Suko durch Kopfnicken ein Zeichen. Er sollte Pierre – im Auge behalten. Suko nickte mir beruhigend zu.
Ich wandte mich an Michelle. Bewußt schlug ich einen kühlen, sicheren Ton an, obwohl mir abwechselnd kalt und heiß wurde.

»Und wie soll das nun weitergehen?« fragte ich. »Wollen wir hier stehenbleiben?«

»Aber nein, keineswegs!« Michelle lächelte mich bösartig an. »Ich bleibe hier stehen, aber du springst in den Schacht, John Sinclair!«

»Tu es nicht, um Himmels willen, tu es nicht!« rief Jane stöhnend.

Sie nahm sich gewaltig zusammen. Ich bewunderte sie für ihre Haltung. Aber ich hatte die Forderung ebenso gehört wie Jane, und ich konnte mir schon jetzt ausrechnen, was passieren mußte, wenn ich mich weigerte.

»Warum sollte ich springen?« fragte ich trotzdem.

Die Antwort fiel wie erwartet aus. »Weil ich sonst deine Puppe hier loslasse, Sinclair, und du zusehen darfst, wie sie abstürzt!«

Es war Michelle und ihren Auftraggebern tatsächlich ernst. Sie trieb keinen makabren Scherz mit mir! Ich sollte in den Tod gehen, um Jane zu retten. Dabei war ich sicher, daß auch meine Freundin dem Tod geweiht war. Warum sollte Michelle sie leben lassen?

»Ich glaube dir nicht«, sagte ich hart. »Du willst dir nur die Mühe ersparen, gegen mich zu kämpfen. Wenn ich springe, läßt du Jane trotzdem fallen!«

»Ich werde Jane Collins sicher auf festem Boden absetzen«, versprach Michelle. »Das schwöre ich bei Asmodis!«

Das satanische Funkeln in ihren Augen entging mir keineswegs. Suko trat rasch neben mich.

»Du tust es auf keinen Fall, John«, flüsterte er mir zu. »Ich erledige das mit einer Silberkugel!«

»Und Jane stürzt ab«, erwiderte ich ebenso leise. »Sie ist zu weit entfernt, als daß wir sie fangen könnten!«

»Sie wird Jane auf festem Boden sicher absetzen!« Suko lachte wütend auf. »Das glaubst du doch nicht!«

»Sie hat bei Asmodis geschworen und wird sich daran halten.« Ich deutete an den beiden über dem Abgrund schwebenden Frauen vorbei auf die Fortsetzung des Ganges. »Dort drüben wird sie Jane absetzen.«

Suko merkte erst jetzt, daß der Stollen nach einigen Schritten durch einen ähnlichen Schacht wie auf unserer Seite unterbrochen war.

»Sie hätte ihren Schwur erfüllt«, fuhr ich hastig fort, »aber Jane wäre trotzdem verloren. Sie würde verhungern und verdursten, weil Michelle dich und Pierre vorher auch töten würde.«

»Du darfst nicht springen!« zischte Suko noch einmal.

Ich zermarterte mir den Kopf, wie ich uns aus dieser verfahrenen Situation retten konnte, als Sukos Hand unter seine Jacke tauchte. Er zog die Dämonenpeitsche hervor und warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu.

Ich bezweifelte, daß wir mit der Peitsche Erfolg haben würden, aber sie war vermutlich unsere letzte Chance.

»Ich habe lange genug gewartet!« schrie Michelle wütend. »Ich zähle bis drei, John Sinclair! Bei drei springst du, oder du kannst deiner Freundin einen guten Flug wünschen!« Wieder verzog sich ihr Gesicht zu einer unmenschlichen Grimasse. Das Böse hatte sie bereits vollständig zerstört. »Zu deiner Beruhigung, John Sinclair, du wirst nicht leiden! Der Schacht ist so tief, daß du wahrscheinlich ohnmächtig unten ankommen wirst!«

»Vielen Dank für den Trost«, sagte ich und stellte mich so, daß ich Suko verdeckte.

»Näher ran«, flüsterte Suko.

Ich trat bis dicht den Rand. Schaudernd blickte ich in die Tiefe. Wenn jetzt ein Dämon auftauchte und mir einen leichten Stoß versetzte, mußte ich abstürzen. Doch nichts dergleichen geschah. Die bösen Mächte von Château Brouillard wollten sich daran weiden, daß ich freiwillig in den Tod ging.

»John, nein!« Jane schluchzte laut auf. »Du darfst es nicht tun! Auf keinen Fall!«

Ich sandte meiner Freundin einen flehenden Blick zu. Ich hätte ihr gerne gesagt, daß wir Michelle überlisten wollten, doch ich durfte nichts verraten.

»Achtung«, hauchte Suko.

Er machte sich zum entscheidenden Schlag bereit. Es war für jeden von uns lebensgefährlich, am gefährlichsten jedoch für Jane.

Ich spannte mich und wartete auf Sukos Schlag. Statt dessen entstand oberhalb von Michelle eine Bewegung.

Im ersten Moment glaubte ich, es wäre eine Falle, ähnlich dem Schwert, das mich um ein Haar geköpft hätte. Ich sah, daß sich in der Schachtdecke eine Klappe öffnete. Mit dem Kopf voran, ließ sich Jacques, der seltsame Diener des Grafen, aus dem Loch gleiten.

Es sah aus, als wolle er sich aus diesem geheimen Zugang in die Tiefe fallen lassen.

Im nächsten Augenblick stieß Suko einen gellenden Schrei aus.

Die Peitschenschnüre pfiffen an meinem Gesicht vorbei und wickelten sich um Michelle.

Michelle kreischte gellend auf – und ließ Jane los!

***

Die Hölle brach über uns herein!

Ich schrie verzweifelt! So hatten wir es uns nicht gedacht. Ich hatte gehofft, Suko könnte die beiden Frauen mit den Peitschenschnüren näher zu uns heranziehen, damit ich Jane packen und auf sicheren Boden holen konnte.

Jane war viel zu weit weg. Ich erreichte sie nicht. Für einen Sekundenbruchteil sah ich ihr ungläubiges Gesicht, als könne sie es

nicht fassen, daß es aus war!

Gleich darauf schossen von oben zwei lange Arme herunter. Mißgestaltete Hände packten zu und umklammerten Janes Oberarme.

Jacques hätte sich irgendwie an der Kante in der Deckenöffnung mit den Füßen verhakt und ergriff Jane eben noch rechtzeitig.

Dennoch – halten konnte auch er sie nicht. Dafür war sie zu schwer. Ich erkannte, daß sie seinem Griff entgleiten mußte.

Suko zerrte an der Dämonenpeitsche. Die Schnüre aus magischer Energie hielten Michelle gefangen. Sie versuchte zu entkommen, schaffte es jedoch nicht. Dazu schrie und kreischte sie und überschüttete uns mit Ausdrücken, die mich bei anderer Gelegenheit schockiert hätten, nicht aber jetzt. Im Moment kannte ich nur Sorge um Jane.

»Zu mir!« brüllte ich Jacques zu. In der Aufregung sprach ich Englisch, aber er verstand mich trotzdem.

Noch während Jane sich aus seinem Griff löste, schnellte er sich herum. Es gehörte ungeheure Kraft dazu, Jane in meine Richtung zu schleudern. Immerhin hing der alte Mann mit dem Kopf nach unten und sicherte sich nur mit den Füßen gegen den eigenen Absturz.

Wie bei einer Trapeznummer warf er mir Jane zu.

Zu kurz!

Ich ließ mich auf den Boden fallen. Jemand packte meine Beine und hielt sie fest.

Meine Hände griffen zu. Jane streckte mir die Arme entgegen.

Ich bekam sie zu fassen! Für einen Sekundenbruchteil berührten meine Hände ihre Unterarme. Meine Finger schnappten wie Stahlklammern zu und fingen sogar Janes harten Aufprall an der Schachtwand ab.

Suko stieß einen Kampfschrei aus, aber ich konnte mich nicht um ihn kümmern.

»Hochziehen!« rief ich Jane zu.

Sie versuchte es, hatte jedoch keine Kraft mehr. Ich raffte alle meine Reserven zusammen und zerrte sie Zoll für Zoll höher.

Sukos Füße stampften neben mir auf den Steinplatten. Er focht einen lautlosen Kampf mit Michelle aus. Also hielt Pierre meine Füße. Und er half nach, indem er mich vorsichtig weiter in den Gang zog.

Jane rückte dem rettenden sicheren Untergrund näher und näher. Ihr Gesicht war vor Anstrengung entstellt. Ihr Atem ging keuchend. Aus eigener Kraft hätte sie es nicht mehr geschafft. Ich ließ nicht locker. Lieber wäre ich mit ihr abgestürzt, als den Griff zu lockern.

»Weiter, Pierre!« rief ich dem jungen Mann zu.

Ein schrilles Kichern ließ mich hochblicken. Michelle hatte sich von den Schnüren der Dämonenpeitsche befreit. Bisher hatte die magische Waffe das Mädchen davon abgehalten, uns anzugreifen. Nun aber

flüchtete sie sich auf das Mittelstück zwischen den beiden Schächten. Dorthin konnte ihr keiner von uns folgen.

»Triumphiert nicht zu früh!« schrie sie uns zu. »Ein Wort von mir, und sie stürzt!«

Suko hob die Beretta. Auch er brachte es nicht über sich, auf Michelle zu schießen, obwohl sie eindeutig auf der Seite unserer Gegner stand. Noch immer wußten wir nicht, ob sie ein lebender Mensch oder bereits ein Dämon war.

Die stumme Drohung mit der Beretta genügte jedoch. Mit einem letzten Fluch drehte Michelle uns den Rücken zu und übersprang mühelos die für uns unüberwindbare Distanz des Schachtes.

Wir hörten ihre Verwünschungen und Drohungen noch, als sie in den Gängen des Labyrinths verschwand.

Suko legte die Dämonenpeitsche und die Beretta beiseite und glitt neben mich. Gemeinsam hievten wir die völlig erschöpfte Jane hoch.

Aufschluchzend sank sie mir in die Arme, und ich tröstete sie, so gut ich konnte. Dabei fing ich einen traurigen und neiderfüllten Blick Pierres auf.

Meine Freundin war gerettet, aber er hatte wieder deutlich erkannt, was aus seiner eigenen Freundin geworden war.

»Danke, du hast uns das Leben gerettet«, sagte ich zu ihm, aber das konnte ihn auch nicht aufheitern.

Ich half Jane auf die Beine. Als ich mich nach Jacques umsah, war er verschwunden. Die Öffnung in der Schachtdecke hatte sich wieder geschlossen.

Schweigend machten wir uns auf den Rückweg. In dieser Nacht wollten wir nur noch raus aus den Gewölben des Schreckens.

***

Wir waren geschafft. Seit unserer Ankunft waren erst wenige Stunden vergangen, doch wir waren sofort voll in den Schrecken von Château Brouillard verstrickt worden.

»Ich will nur noch flach liegen«, stellte Suko fest, als wir unsere Zimmerflucht im ersten Stock des Nebentraktes erreichten. »Soll ich euch etwas verraten? Mir ist es im Moment völlig gleichgültig, ob Jacques ein Dämon oder ein Engel ist! Oder ob der Graf uns verraten hat oder nicht! Ich will schlafen!«

»Ich auch!« Jane war mit den Nerven völlig fertig, und das konnte ich gut verstehen. In London führte sie als Privatdetektivin zwar auch ein aufregendes Leben, und sie war oft genug gemeinsam mit Suko und mir in einen gefährlichen Fall verstrickt, aber so schlimm war es schon lange nicht gewesen. Die Minuten über dem bodenlosen Schacht mußten sich für Jane zu Stunden gedehnt haben.

Stunden der Todesangst!

»Er bleibt bei uns«, sagte ich leise zu meinen Gefährten und deutete auf Pierre, der teilnahmslos nebenan in einem Sessel kauerte. »Achtet auf ihn. Er darf nicht mehr abhauen.«

»Ich wache über ihn wie eine Glucke über ihr Küken«, versicherte Suko.

»Du bist auch die richtige Glucke«, sagte Jane lächelnd.

Ich grinste erleichtert. Jane ging es offenbar wieder besser, und das war wichtig, weil wir noch schweren Zeiten entgegen gingen.

Zuerst einmal gingen wir ins Bett, was wir eigentlich schon lange vorgesehen hatten. Obwohl wir von Gefahren umgeben waren, schlief ich sofort tief und traumlos ein. Mit magischer Kreide hatte ich Türen und Fenster mit Zeichen des Guten versehen. Das war kein absoluter Schutz, weil Geister und Dämonen auch auf anderem Weg eindringen konnten, aber ich war einfach zu erschöpft, um noch lange wach zu liegen.

Am Morgen erwachte ich nur langsam aus einem herrlichen Traum. Und zwar beugte sich eine bildhübsche goldblonde Frau über mich und küßte mich. Ich schlang meine Arme um sie und erwiderte ihren Kuß, ohne dabei aufzuwachen.

»John, komm endlich zu dir!« drang eine vertraute Stimme an mein Ohr und scheuchte mich hoch.

Als ich endlich zu mir kam, hielt ich Jane in meinen Armen und gab sie nicht mehr frei.

»Ich bekomme keine Luft!« rief sie lachend. »Du hast die Augen schon seit zwei Minuten offen, aber du hast noch immer geschlafen.«

»Ich fürchtete, es wäre ein Traum«, erwiderte ich lächelnd. »Deshalb hatte ich Angst vor dem Erwachen. So werde ich gern geweckt.«

Sie sah mir tief in die Augen, so tief, daß mir auf einmal ganz heiß wurde. »So könntest du tatsächlich jeden Morgen geweckt werden, John«, sagte sie leise und einschmeichelnd. »Wir müssen nur heiraten.«

Um Janes Mund lag jedoch jetzt schon ein bitterer Zug, bevor ich antwortete. Sie wußte, wie es zwischen uns beiden stand. Liebe und schöne gemeinsame Stunden waren in unserem Job möglich, aber die Verantwortung einer Ehe nicht! Ich stand ständig mit einem Bein im Grab, gehetzt und gejagt von Dämonen und Geistern, die ich meinerseits jagte.

»Wenn mich der Yard eines Tages zur Verkehrspolizei versetzt, können wir wieder darüber reden«, sagte ich und versuchte, mit einem Scherz über diesen Funkt wegzukommen.

Jane lächelte tapfer. »Der Straßenverkehr heutzutage ist auch nicht gerade ungefährlich.«

»Ich kann ja in ein kleines schottisches Dorf gehen.« Gähnend setzte ich mich auf. »Ist etwas passiert?«

»Es ist fast zwölf Uhr mittags«, erklärte Jane. »Wie wäre es mit einem Frühstück?«

Sie trug ein zauberhaftes Neglige, das mich auf alle möglichen Gedanken brachte, nur nicht auf unangenehme Geister und Dämonen. Suko unterhielt sich nebenan mit Pierre. Den beiden ging es also auch gut.

»Steht das Frühstück schon bereit?« erkundigte ich mich.

»Heute bleibt die Küche kalt«, erwiderte Jane. »Sieh mich nicht so an! Wir sind zum Arbeiten hier, nicht zum Vergnügen! Jacques ist verschwunden, und den Comte kann ich auch nicht finden.«

»Ist auch besser so, in deinem Aufzug«, konterte ich.

»Als ich Comte de Brouillard suchte, hatte ich etwas mehr an, Darling.« Jane lächelte amüsiert über die Eifersucht, die ich nicht ganz verbergen konnte. »Im Ernst, John, es sieht so aus, als wären wir allein auf dem Schloß.«

»Stehen wenigstens der Wagen und das Motorrad noch unten?« fragte ich und schwang die Beine aus dem Bett. Es wurde Zeit, daß ich mich um die Vorgänge auf dem Château kümmerte.

»Äußerlich ist alles in Ordnung«, behauptete Jane.

Ich verschwand blitzartig im altmodisch eingerichteten Badezimmer, sprang unter die Dusche und kam erfrischt hervor. Suko war bei Jane, Pierre stand fertig angezogen im angrenzenden Zimmer am Fenster.

»Wir fahren nach Nouvatelle und essen dort eine Kleinigkeit«, schlug Suko vor. »Ich habe schon das ganze Schloß durchsucht. Weder Jacques noch der Comte sind aufzutreiben.«

Ich hatte nichts gegen die Fahrt in die Stadt einzuwenden. Zur Untersuchung der Kellergewölbe hatten wir später immer noch Zeit.

Wir fuhren mit dem Geländewagen, während Pierre hinter uns auf seinem Motorrad den Berg hinunterrollte.

»Fahren wir bei der Gendarmerie vorbei«, sagte ich. »Ich möchte hören, ob sich in der Stadt etwas ereignet hat.«

Jane sah mich überrascht an. »Meinst du, daß die Geister von Château Brouillard auch in Nouvatelle aktiv werden?«

»Schon möglich«, gab ich achselzuckend zurück, hielt vor der Gendarmeriestation und verschwand kurz in dem Gebäude. Als ich zurückkam, konnte ich meine Freunde beruhigen. Es hatte sich nichts getan.

Es war ein strahlend schöner Augusttag. Die Sonne brannte von einem wolkenlosen Himmel, als wir essen gingen.

Jane räkelte sich auf dem Hauptplatz von Nouvatelle in dem zierlichen Stühlchen eines Straßencafes und ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen. »Ich träume von Brandungswellen am Atlantik und einem kühlen Bad«, murmelte sie. »Das wäre herrlich.«

Ich warf einen Blick zu dem Château hinauf. Trotz des strahlenden

Sonnenscheins wirkte es düster und bedrohlich.

»Sieht aus, als gäbe es da oben keine Sonne«, sagte ich kopfschüttelnd. »Die Ausstrahlung des Bösen hängt greifbar über der Stadt.«

»Ich wundere mich nur«, warf Suko ein, »daß nicht schon öfter etwas in Nouvatelle passiert ist.«

»Ich erinnere mich.« Pierre Arambon sprach wie ein Schlafwandler. Den Jungen hatte die letzte Nacht arg mitgenommen. »Es gab in den vergangenen Jahren mehrere Unfälle, Selbstmorde und Morde, bei denen keine Ursache festgestellt werden konnte. Immer standen die Gendarmerie und die Angehörigen vor einem Rätsel.«

Er unterbrach sich, während der Kellner unser Essen brachte. Jane hatte für uns alle Filet mit frischem Gemüse bestellt. Zu mehr hatten wir noch keinen richtigen Appetit.

»Mir fällt auch wieder ein«, fuhr Pierre fort, nachdem der Kellner gegangen war, »daß jedesmal die älteren Leute von Geistern gemunkelt haben. Wir Jüngeren haben sie ausgelacht.«

»Apropos ältere Leute.« Ich deutete quer über den Platz auf einen wollhaarigen Mann, der auf das Café zusteuerte. »Das ist der Arzt, der dich letzte Nacht behandelt hat.«

Ich winkte dem Doktor zu und stellte ihm meine Begleiter vor, als er an unseren Tisch kam.

»Leisten Sie uns Gesellschaft«, forderte ich ihn auf und lud ihn zu einem Pastis ein, einem Anisschnaps.

Der alte Arzt lächelte verschmitzt. »Sie haben bestimmt einen Hintergedanken, Monsieur l’Inspecteur«, stellte er fest. »Was wollen Sie von mir?«

Ich war froh, daß ich nicht lange um den heißen Brei herumreden mußte. »Was wissen Sie über den Comte de Brouillard?« fragte ich direkt heraus.

Er nippte an seinem Pastis und zog seinen leichten Strohhut gegen die Sonne tiefer ins Gesicht. »Nicht viel, Mademoiselle Messieurs. Er wurde auf dem Château geboren und ist jünger als ich. Daher weiß ich so genau, daß er höchstens zwei- oder dreimal im Jahr nach Nouvatelle kommt. Die restliche Zeit verbringt er auf seinem Schloß.«

»Soll das bedeuten«, rief Jane überrascht, »daß er früher nie zur Schule gegangen ist? Daß er keine Reisen unternimmt, sich mit niemandem trifft?«

»Sein Vater ließ ihn auf dem Château von Privatlehrern unterrichten«, erzählte der alte Arzt. »Nein, der Graf interessiert sich nicht für diese Welt. Er betreibt nur seine Forschungen. Übrigens ist es erst unter ihm so einsam im Château geworden. Unter seinem Vater gab es noch viele Dienstboten. Nur der jetzige, der letzte Graf ist ein Einsiedler. Mit ihm wird das Geschlecht derer von Brouillard

aussterben.«

»Sie hatten übrigens recht«, gab ich zu. »Jacques ist kein gewöhnlicher Mensch.«

Ich erzählte absichtlich nicht, was in der vergangenen Nacht passiert war, sondern erkundigte mich nach Michelle Laran und dem Grafen.

»Haben Sie die beiden heute vielleicht in der Stadt gesehen?« Pierre tat mir leid. Er zuckte bei der Erwähnung seiner Freundin zusammen.

»Der Comte war in meiner Sprechstunde.« Der Arzt zog verwundert die Augenbrauen hoch. »Habe ich Ihnen das nicht gesagt? Ich werde alt und vergeßlich.«

»Was wollte er bei Ihnen?« fragte Jane gespannt.

Ein feines Lächeln spielte um den Mund des Arztes. »Schweigepflicht, Mademoiselle. Der Graf kommt einmal im Jahr zu mir.« Er räusperte sich und warf mir einen vielsagenden Blick zu. »Sagte ich nicht, daß mit dem Comte das Geschlecht ausstirbt?«

Das letzte Wort betonte er so deutlich, daß ich sofort Bescheid wußte. Comte de Brouillard war offenbar sehr krank und hatte nicht mehr lange zu leben. War das vielleicht der Schlüssel zu allen Ereignissen auf Château de Brouillard?

»Vielen Dank, Doc«, sagte ich. »Nehmen Sie sich vor dem Comte, Jacques und auch vor Michelle Larane in acht. Es ist besser, wenn Sie keiner dieser drei Personen vertrauen.«

Der alte Arzt leerte sein Glas, stand auf, nickte uns schweigend zu und überquerte den Hauptplatz.

Ich sah ihm verwundert nach. Wieso verabschiedete er sich nicht? Es wirkte ganz so, als habe er einen dringenden Ruf erhalten, der ihn in seine Praxis zurückholte.

Als ich den Lastwagen entdeckte, war es bereits zu spät.

Das schwere Fahrzeug donnerte mit dröhnendem Motor aus einer Seitenstraße und hielt genau auf den Arzt zu.

Der alte Mann warf die Arme in die Luft und wollte zur Seite springen, doch der Lastwagen scherte aus.

Im nächsten Moment war schon alles vorbei…

***

Suko und ich jagten von unseren Stühlen hoch. Hinter uns kippte der Tisch um. Das Geschirr zerbarst krachend auf dem Pflaster.

Wir kümmerten uns nicht darum, sondern rasten in weiten Sätzen auf den Lastwagen zu.

Der alte Arzt wurde von der Stoßstange erfaßt und durch die Luft gewirbelt. Suko kümmerte sich um ihn, während ich weiterrannte.

Ich hatte nämlich einen Blick durch die Windschutzscheibe des Unglückswagens geworfen.

In dem Fahrzeug saß kein Fahrer!

Ein Mordanschlag! Das war klar. Und der führerlose Lkw bewies auch, von wem der Anschlag ausging. Dämonische Kräfte steuerten das schwere Gefährt.

Ich mußte es anhalten, ehe ein noch größeres Unglück geschah!

Wenn ich nicht eingriff, mußte der Lastwagen gegen ein Gebäude knallen, auf dem ich in großen Buchstaben das Wort ECOLE las.

Schule!

Aus dem Gebäude drangen laute Kinderstimmen. Mir lief es eiskalt über den Rücken, trotz der brüllenden Hitze, die auf dem Platz lag. Falls sich der Lastwagen mit voller Wucht in die Außenmauer bohrte, stürzte das alte, morsche Gebäude womöglich ein.

Ich verdoppelte meine Anstrengungen und schnitt dem Teufelswagen den Weg ab. Ich hätte ihn niemals einholen können, dazu rollte er zu schnell, aber ich hielt schräg darauf zu.

Schon hörte ich trotz des brüllenden Dieselmotors das Zischen der schweren Zwillingsreifen auf dem Pflaster. Riesengroß wuchtete das Fahrzeug neben mir auf.

Noch zwei gewaltige Sätze, dann schnellte ich mich hoch in die Luft, erwischte den Griff der Fahrertür und klammerte mich daran fest. Meine Füße rutschten von dem Trittbrett ab.

Hilflos hing ich an dem Türgriff. Meine Beine baumelten frei in der Luft. Mit aller Kraft zog ich mich hoch und verankerte die Füße.

Die Mauer war nur mehr etwa zehn Wagenlängen entfernt. Unaufhörlich rollte das schwere Ungetüm auf die Schule zu.

Verzweifelt versuchte ich, die Fahrertür zu öffnen. Sie war verschlossen. Und ich hatte nichts, womit ich das Seitenfenster einschlagen konnte.

In letzter Sekunde fiel mir ein, daß die Tür vielleicht nicht zugesperrt, sondern von magischen Kräften blockiert war. Hastig zerrte ich das Silberkreuz unter meinem Hemd hervor und preßte es gegen das Türschloß.

Im selben Moment schnappte es, und die Tür schwang auf.

Mit beiden Händen hängte ich mich an das Lenkrad und kurbelte es bis zum Anschlag herum. Der schwere Wagen gehorchte. Mit protestierend kreischenden Reifen legte er sich schwankend in die Kurve, daß ich schon fürchtete, er werde umkippen.

Und immer näher kam die Mauer der Schule!

Ich konnte nicht weiter zur Seite lenken. Für eine Bremsung war es aber auch schon zu spät.

Ich wollte die Augen schließen, konnte es jedoch nicht. Die Mauer wuchs vor der Windschutzscheibe auf.

Es krachte und knirschte und kreischte, als die rechte Vorderseite des Führerhauses an der Mauer entlangschrammte. Die Windschutzscheibe barst. Ein Regen aus Glassplittern ergoß sich in das Wageninnere, aber

ich hatte es geschafft. Der gefürchtete Zusammenprall blieb aus. Die Schule stand noch.

Erst jetzt konnte ich mich in das Wageninnere schwingen. Kein Zündschlüssel steckte im Schloß! Trotzdem donnerte der Motor auf vollen Touren. Mit einem raschen Griff tastete ich unter das Armaturenbrett. Die Zündung war nicht kurzgeschlossen.

Magische Kräfte hielten den Motor in Gang.

Jetzt steuerte der Wagen direkt auf Suko, Jane, Pierre und den zusammengebrochenen Arzt zu. Ich riß das Steuer in die andere Richtung herum. Noch immer nahm die Geschwindigkeit zu.

Ich rammte den Fuß auf die Bremse, doch nichts tat sich. Das Pedal griff, die Bremse war technisch einwandfrei. Dennoch raste der Lastwagen die Hauptstraße entlang.

Mit ununterbrochenen Hupzeichen warnte ich Fußgänger und Autofahrer. Zum Glück war die Stadt um die Mittagszeit wie ausgestorben. Nur ein entgegenkommender Radfahrer rettete sich mit einem gewaltigen Sprung in einen Hauseingang.

Ich wurde auf dem Sitz durchgerüttelt, so jagte der Lastwagen über das Kopfsteinpflaster und durch Schlaglöcher. Durch die zerbrochene Windschutzscheibe hörte ich eine Polizeisirene näherkommen. Die Gendarmerie konnte mir jedoch auch nicht helfen. Ich mußte den Wagen auf andere Weise zum Stehen bringen.

Während ich mit der Linken das Lenkrad festhielt, versuchte ich, die silberne Halskette mit dem Kreuz über den Kopf zu ziehen. Das war schwierig, weil mit die dünne Kette bei jeder Bodenwelle aus den Fingern glitt.

Im Rückspiegel entdeckte ich ein gelbes Blinklicht. Die Gendarmerie heftete sich auf meine Fersen. Die Kollegen mußten glauben, daß der Unglücksfahrer floh.

Noch immer war es mir nicht gelungen, das Kreuz zu lösen, obwohl ich bereits auf das Ortsschild von Nouvatelle zudonnerte. Erst jetzt erkannte ich die Straße nach Paris, die ich bereits in der letzten Nacht genommen hatte. Bei Tag sah alles anders aus, auch das Violon. Ohne die violette Lichtreklame wirkte der niedrige Schuppen tatsächlich trist.

Aber nicht das ließ mich frösteln sondern das Motorrad, das direkt auf den Lastwagen zuschoß.

Im Sattel saß – Michelle Larane!

Ich erkannte sie nur an den wehenden Haaren, ansonsten hätte ich sie für einen Mann gehalten. Sie trug kniehohe schwarze Stiefel und eine ebenfalls schwarze Lederkluft. Auf den Schutzhelm verzichtete sie.

Ich hämmerte die Faust auf den Hupknopf. Das Überlandhorn gellte schaurig auf, doch Michelle änderte den Kurs nicht. Sie kam mir

genau auf der Mittellinie entgegen, und ihr Motorrad hatte mindestens hundert bis hundertzwanzig Stundenkilometer drauf!

Ein Blick auf meinen Tacho trieb mir den kalten Schweiß auf die Stirn. Der Zeiger zitterte ebenfalls um die hundert Stundenkilometer.

Mir blieb keine Zeit zum Überlegen. Im nächsten Augenblick war Michelle heran.

Ich wollte das Steuer nach rechts reißen. Neben der Straße gab es freies Feld. Vielleicht überlebte ich das Manöver. Ich konnte Michelle doch nicht rammen!

Ehe ich zum Ausweichen kam, war das Motorrad da. Michelle schnellte aus dem Sattel hoch.

Dämonische Kräfte trieben sie an. Kein Mensch hätte das geschafft! Unsere Geschwindigkeiten ergaben zusammen zweihundert Stundenkilometer!

Dennoch krallte sie sich am Türrahmen fest und schwang sich in das Führerhaus herein.

Im nächsten Augenblick legte sie ihre Finger um meinen Hals. Mir blieb auf der Stelle die Luft weg. Rote Schleier wallten vor meinem Gesicht.

Michelle wollte mich in dem dahinrasenden Lastwagen umbringen!

Das Ende stand jetzt schon fest. In der nächsten Kurve mußte der Lastwagen von der Straße abkommen und an einem Hindernis zerschellen. Und ich mit ihm, falls ich dann überhaupt noch lebte.

***

Suko erreichte noch vor Jane und Pierre den Arzt. Der alte Mann lag mit dem Gesicht nach unten auf den heißen Kopfsteinen. Ganz vorsichtig drehte der Chinese den Verunglückten herum, ließ ihn jedoch gleich wieder los.

»Er ist tot«, sagte er dumpf. »Bleibt besser weg! Ihr könnt ihm nicht mehr helfen.«

Jane preßte die Lippen zusammen, daß sie einen schmalen Strich bildeten. Sie hatte bei ihrer Arbeit als Privatdetektivin schon oft Leichen gesehen. Diesen Toten hier hatte sie jedoch kurz zuvor noch als sympathischen Menschen kennengelernt. Sein schreckliches Ende ging ihr besonders nahe.

Plötzlich drehte Pierre durch. Soeben rumpelte der Lastwagen auf die Schule zu, rammte sie und schrammte an der Außenwand entlang. Mit einem wilden Schrei stürmte Pierre auf das Fahrzeug zu. Er schien nicht zu begreifen, daß niemand am Steuer gesessen hatte, den er für den Mord verantwortlich machen konnte.

»Bleib hier!« schrie Suko hinter ihm her und verfolgte Pierre, doch die blinde Wut verlieh dem Jungen enorme Kräfte. Er hängte Suko glatt ab und folgte dem Lastwagen auf seiner rasenden Fahrt über die

Hauptstraße in Richtung Stadtgrenze.
»Bleib stehen, du Irrer!« brüllte Suko. »Du rennst in dein Verderben!«
Pierre mußte inzwischen einsehen, daß es so keinen Sinn hatte. Der Lastwagen hängte ihn nun seinerseits ab, rollte um eine enge Kurve und verschwand aus dem Blickfeld.
Hinter Suko gellte eine Polizeisirene. Der Chinese wandte für einen Moment den Kopf und winkte den Gendarmen zu. Sie holten mit ihrem Streifenwagen auf und stoppten neben ihm.
»Monsieur Suko?« rief der Beifahrer. »Steigen Sie ein! Schnell!«
Suko sprang auf die Rücksitze. Der Wagen ruckte sofort wieder an.
»Ich bin Sergeant Frambon!« Der Beifahrer bemühte sich, deutlich zu sprechen, damit Suko ihn verstehen konnte. »Wer hat den Docteur getötet?«
Suko kratzte seine Französischkenntnisse zusammen und erklärte, wie es geschehen war. An dem skeptischen Gesicht des Sergeanten erkannte er allerdings, daß Frambon ihm entweder kein Wort glaubte oder ihn nicht verstand.
»Voilà! Le Camion!« rief der Fahrer.
Suko begriff, was es bedeutete, da auch er den Geisterwagen entdeckte. Er rollte bereits außerhalb von Nouvatelle auf der Straße in Richtung Paris. Mein Freund warf einen Blick auf den Tachometer und zuckte zusammen. Der Lastwagen mußte mit mindestens hundert Stundenkilometer dahinrasen.
Sergeant Frambon gab auf Französisch einige Anweisungen. Der Fahrer des Streifenwagens setzte zum Überholen an.
Er scherte aus und schrie laut auf.
Erst jetzt sahen sie die Motorradfahrerin, die genau auf dem Mittelstreifen entgegenkam.
Suko brüllte noch eine Warnung, doch es war schon zu spät. Alles ging so rasend schnell, daß sich mein Freund nur mehr auf den Wagenboden fallen lassen konnte. Sonst nichts!
Wo steckte Pierre? schoß es Suko in diesem gefährlichen Moment durch den Kopf.
Im nächsten Moment krachte es grauenhaft. Der dumpfe Aufprall betäubte Suko fast.
Der Streifenwagen wurde herumgewirbelt, rutschte mit blockierten, kreischenden Rädern weg und kippte um.
Noch ein harter Ruck. Der Wagen drehte sich noch einmal und rührte sich dann nicht mehr von der Stelle!
Verwirrt schlug Suko die Augen auf. Das Fahrzeug der Gendarmerie war auf dem Dach gelandet.
Keuchend versuchte er, eine Tür aufzustoßen. Es ging nicht. Sie klemmte.
Suko blieb nichts anderes übrig, als durch das zerbrochene Fenster

ins Freie zu klettern. Etwas wackelig auf den Beinen half er den beiden Gendarmen aus dem Wrack. Außer Schnittwunden und Prellungen waren sie, unverletzt geblieben.

Das Motorrad war in zwei Teile zerrissen worden, der Streifenwagen war Schrott. Die Trümmer der beiden Fahrzeuge lagen in weitem Umkreis auf der Straße und auf dem offenen Feld verstreut.

Suko sah sich jedoch vergeblich nach der Todesfahrerin um, in der er Michelle erkannt zu haben glaubte.

Sie war nirgends zu sehen.

Ungläubig wirbelte mein Freund herum und starrte dem Lastwagen nach, in dem er mich wußte. Der Wagen jagte auf die nächste Kurve zu.

In diesem Moment ahnte mein Freund nicht, daß ich in dem Führerhaus mit dem Tod rang!

***

Michelle hing wie eine Riesenschlange an mir. Sie umklammerte mich mit ihren Armen und drückte mir Hals und Brustkorb zusammen, daß ich zu ersticken drohte. Die Dämonen von Château Brouillard verliehen ihr ungeahnte Kräfte.

Wenn ich nicht schnellstens freikam, war mein Schicksal besiegelt. In einem lichten Moment, in dem sich die Schleier vor meinen Augen hoben, erkannte ich eine scharfe Kurve. Schon unter normalen Umständen hätte ich sie nicht mit diesem Lastwagen bei einhundertzwanzig Stundenkilometern geschafft. Im Würgegriff des Dämonengirls war es der sichere Tod.

An meine Beretta kam ich nicht heran. Sie steckte zwar im Halfter, aber Michelle behinderte mich. Das Kreuz! Es war meine letzte Chance.

Ich nahm mir nicht die Zeit, die Kette vom Hals zu lösen, sondern umklammerte das silberne Symbol mit der rechten Hand. Ein scharfer Ruck. Ein brennender Schmerz im Nacken.

Die Kette riß, das Kreuz glitt in meine Hand.

Ich schlug damit nach Michelle, traf sie und hörte ihren wütenden Aufschrei an meinem linken Ohr, daß mir fast das Trommelfell platzte.

Ihr mörderischer Würgegriff an meinem Hals lockerte sich für einen Moment. Ich konnte wieder freier sehen, doch das half auch nicht.

Noch immer hielt ich den Fuß mit aller Kraft auf die Bremse gepreßt, ohne daß der Wagen reagierte.

Michelle wollte mich zurückreißen, aber ich schaffte es. Das Kreuz berührte das Zündschloß.

Durch den Wagen ging ein Schlag. Im nächsten Moment erstarb das Dröhnen des Motors.

Ich wurde nach vorne geschleudert, als die Druckluftbremse voll griff. Die Räder blockierten, auf Asphalt radierender Gummi kreischte ohrenbetäubend.

Das Heck des Wagens brach aus. Er drehte sich um die eigene Achse. Ich konnte nichts mehr tun, als den Fuß auf der Bremse zu lassen und mich am Lenkrad festzuklammern. Der unerträgliche Luftzug, der in das Wageninnere gedrungen war, hörte auf. Meine tränenden Augen schmerzten nicht mehr so stark.

Noch ein Ruck und ein Schlag. Ich verlor den Kontakt zum Lenkrad, als der Lastwagen wie von einer riesigen Faust hochgehoben wurde. Er hatte das Bankett überfahren und stürzte auf die tiefer liegende Wiese.

Im Zeitlupentempo sah ich meine Umgebung kippen. Mit hartem Krachen überschlug sich der Lkw, rollte weiter und richtete sich noch einmal auf.

Für Sekundenbruchteile schwebte der Wagen, bis er sich neigte und auf alle Reifen aufkam.

Keuchend hing ich im Sitz. Ich konnte es noch nicht fassen, daß ich diese Höllenfahrt und den anschließenden Unfall überlebt hatte. Zu unwahrscheinlich erschien es mir, doch ich verdankte meine Rettung zum größten Teil meinem Silberkreuz. Es war nicht zum ersten Mal helfend eingesprungen.

Diesmal war es jedoch besonders knapp gewesen.

»Michelle!« rief ich krächzend und kannte meine eigene Stimme nicht mehr. Sie klang, als würde sie von einem Dämon zwischen zwei Drahtbürsten zerrieben und zerquetscht.

Das Girl war nicht mehr da. Bei dem mehrmaligen Überschlagen war sie abgeworfen worden oder war selbst abgesprungen.

Ich stieß die Tür auf. Sie fiel aus der Verankerung und bohrte sich in die Wiese. Mit zitternden Beinen ließ ich mich ins Freie gleiten und sah mich um.

Michelle lag wie tot ein Stück entfernt. Auf der Straße näherten sich mehrere Männer. Sie winkten und schrien zu mir herüber. Ich kümmerte mich nicht um sie, sondern hielt mein Kreuz fester. Vorsichtshalber zog ich auch noch meine Beretta und entsicherte sie.

Diesmal wollte ich mich auf kein Risiko mehr einlassen. Wieder hatte Michelle Larane bewiesen, daß sie alles daransetzte, um meine Freunde und mich zu töten.

Ich war noch zehn Schritte von ihr entfernt, als sie sich bewegte. Sie setzte sich auf und wandte mir das Gesicht zu.

Es wirkte völlig normal, als hätten die bösen Mächte die Kontrolle über sie aufgegeben. Gleich darauf verzerrte es sich wieder zu einer Grimasse beispiellosen Hasses.

Vorsichtshalber hob ich das Kreuz und streckte es Michelle

abwehrend entgegen. Die Beretta wollte ich nur im äußersten Notfall einsetzen.

»Du entkommst uns nicht!« schrie Michelle mir zu. »Du und deine Komplizen, ihr werdet diese Gegend nicht lebend verlassen! Darauf kannst du dich verlassen, John Sinclair!«

Sie raffte sich auf und hetzte davon. Äußerlich war nicht die kleinste Verletzung an ihr zu erkennen, und sie bewegte sich gewandt und geschmeidig wie ein Panther.

Ich sah ihr nach, bis sie in einem nahegelegenen Wald verschwand. Dann erst fühlte ich mich sicher und steckte die Beretta weg.

Suko lief mit zwei Gendarmen auf mich zu. Einer war Sergeant Frambon.

Vergeblich hielt ich nach Jane Ausschau.

Schweratmend blieb Suko vor mir stehen. »Du siehst nicht gerade blütenfrisch aus, John«, stellte er mit einem schiefen Grinsen fest.

»Du auch nicht«, erwiderte ich und schlug ihm auf die Schulter. »Als ob sie dich in eine Waschmaschine gesteckt und geschleudert hätten.«

»So ungefähr hat es sich auch angefühlt«, erwiderte mein Freund und berichtete von dem Unfall des Polizeiwagens mit dem führerlosen Motorrad. »Der Arzt ist tot«, schloß er.

Ich nickte. »Damit habe ich gerechnet.«

»Das ist noch nicht alles.« Suko machte ein zerknirschtes Gesicht. »Ich habe Pierre aus den Augen verloren.«

Das war allerdings schlimm, weil der junge Mann nicht mehr vernünftig handelte. Er hatte in der letzten Zeit zu viel verkraften müssen.

Sergeant Frambon hatte eine Menge Fragen an mich, doch ich winkte ab. »Ich brauche erst einmal einen Wagen, der mich in die Stadt zurückbringt. Danach sehen wir weiter.«

Ich sagte nicht, daß ich mir um Jane Gedanken machte. Sie war allein in Nouvatelle zurückgeblieben, und ich wollte sie nicht lange ohne Schutz lassen. Sie konnte zwar auf sich selbst aufpassen, doch unsere Gegner schlugen skrupellos zu, wo immer sie eine Chance sahen.

Der Sergeant hielt einen vorbeikommenden Wagen an, der Suko und mich mitnahm. Als Gegenleistung versprach ich Frambon, ihm seine Kollegen zu schicken.

Er war zwar offensichtlich nicht zufrieden, aber es blieb ihm nichts anderes übrig, da ich nicht nachgab.

Der Autofahrer war ein Bauer aus der Gegend. Den ganzen Weg über redete er ununterbrochen über die Autowracks, aus denen wir lebend entkommen waren. Ich hörte nur mit einem halben Ohr hin und streifte im Vorbeifahren das Violon mit einem forschenden Blick.

Suko merkte es, stellte jedoch keine Fragen. Er wußte, daß ich früh

genug mit ihm sprechen würde, falls ich eine Idee hatte. Und tatsächlich formte sich ein vager Plan.

Michelle gab ich verloren. Aber wir durften nicht auch noch ihren Freund Pierre aufgeben. Wir mußten den Mächten der Hölle zuvorkommen!

***

Jane erwartete uns schon mit großer Ungeduld. Sie saß am Steuer des Geländewagens, war jedoch noch nicht abgefahren.

»Ihr hättet mich sonst vielleicht nicht gefunden«, sagte sie erleichtert, als wir zu ihr stiegen. »Ich weiß, wo Pierre wohnt.«

Der tote Arzt war in sein Haus getragen worden. Auf dem Hauptplatz arbeitete die Gendarmerie. Den versprochenen Wagen schickte ich zum Violon hinaus. Dann suchte sich Jane ihren Weg durch schmale, verwinkelte Straßen, bis sie vor einem schmalbrüstigen Haus anhielt.

Ich sprach mit Pierres Eltern, die mir auch nicht weiterhelfen konnten. Sie hatten ihren Sohn nicht gesehen, waren jedoch nicht besorgt, sondern wütend.

»Er ist großjährig«, rief Monsieur Arambon. »Aber wenn er glaubt, er kann tun, was er will, hat er sich getäuscht!«

»Es ist von Pierre nicht richtig, daß er uns solchen Kummer macht«, meinte auch seine Mutter.

Ich versuchte vergeblich, die beiden davon zu überzeugen, daß das keineswegs Pierres Absicht war. Zuletzt warfen sie mich sogar noch hinaus. Sie wollten mit den unheimlichen Vorgängen in Nouvatelle und auf dem Château Brouillard nichts zu tun haben.

»Ich glaube, ich kann Pierre jetzt besser verstehen«, sagte ich zu meinen Freunden, als ich wieder im Wagen saß. »Er weiß, daß er von zu Hause keine Hilfe erhält. Deshalb klammerte er sich so an uns.«

»Aber wo ist er jetzt?« fragte Jane ratlos.

Ich zuckte die Schultern und sah Suko fragend an, doch auch er schüttelte nur den Kopf.

»Wenn er bis heute abend nicht auftaucht, versuche ich es im Violon«, sagte ich. Das war die Idee, die mir vorhin gekommen war. »Dort hat er sich oft mit Michelle aufgehalten. Vielleicht zieht es ihn dahin zurück.«

Jane überließ mir für die Rückfahrt das Steuer. Ich hatte die Stadtgrenze von Nouvatelle noch nicht erreicht, als mir Suko aufgeregt von hinten auf die Schulter tippte.

»Der Comte!« rief Jane, die den Fußgänger am Straßenrand ebenfalls erkannte.

Ich bremste, und Suko öffnete die hintere Tür. Comte de Brouillard stieg mit einem freundlichen Lächeln ein.

»Bin ich froh, daß ich bei dieser Hitze nicht den Berg hinaufsteigen

muß«, sagte er, während ich wieder anfuhr. »Ich bin nicht mehr der Jüngste, und ich bin krank. Ich habe vermutlich nur noch ein paar Monate zu leben. Deshalb habe ich Sie, Monsieur Sinclair, und Ihre Freunde auf mein Schloß geholt.«

Ich blickte in den Rückspiegel. Der Comte saß neben Suko, der jederzeit eingreifen konnte. Das beruhigte mich. Schließlich vertrauten wir dem Grafen nicht mehr.

»Bevor ich diese Welt verlasse«, fuhr der Graf fort, ehe einer von uns eine Frage stellte, »möchte ich alles in Ordnung bringen.«

Jane drehte sich halb nach unserem Gastgeber um. »Und was verstehen Sie unter in Ordnung bringen«, erkundigte sie sich scharf.

Comte de Brouillard ließ sich nicht erschüttern. »Das wissen Sie doch! Sie sollen den Spuk auf Château Brouillard beenden.«

Für einen Moment hatte ich eine ganz andere Antwort erwartet.

»Wer ist Jacques?« fragte ich wie aus der Pistole geschossen.

Unsere Blicke trafen sich im Rückspiegel. Der Graf lächelte mir gelassen zu. »Ein Mensch wie Sie und ich, Monsieur Sinclair«, behauptete er. Auch wenn er noch so verbindlich lächelte, vertraute ich ihm nicht mehr. Dieser Mann spielte falsch. Ich konnte es ihm nur noch nicht nachweisen.

Vor dem Schloß erwartete uns der Diener Jacques. Weder er noch der Graf verloren ein Wort darüber, daß Jacques spurlos verschwunden und nun wieder aufgetaucht war. Jacques meldete nur, als wäre er ein perfekter Butler, daß er bei dieser Hitze eine erfrischende Limonade für uns bereitet und in unsere Zimmer gestellt hatte.

In unseren Räumen angekommen, sprach Jane unsere Gedanken aus. »Glauben die beiden, daß wir blind, taub und dumm sind?« rief sie. »Sie müssen doch wissen, daß wir sie inzwischen durchschaut haben!«

»Ganz bestimmt wissen sie das«, behauptete Suko. »Ich kann mir ihr Verhalten auch nicht erklären.«

»Ich schon«, antwortete ich. »Sie wissen, daß wir sie durchschaut haben, aber sie wissen auch, daß wir nicht abreisen werden. Der Graf kennt mich gut genug, um sich seiner Sache sicher zu sein. Und er hat recht! Ich bleibe, bis ich auf Château Brouillard aufgeräumt habe!«

Suko grinste. »Meinst du, ich nicht?« fragte er und schenkte die Limonade in Gläser.

Jane brauchte nicht auszusprechen, daß sie selbstverständlich auch blieb. Sie schüttelte jedoch den Kopf. »Irgend etwas haben wir übersehen«, meinte sie. »Etwas sehr Wichtiges! Ich komme nur nicht dahinter.«

Ich warf mich auf mein Bett, streckte mich lang aus und nahm lächelnd ein Glas Limonade aus Janes Hand entgegen.

»Es wird dir schon rechtzeitig einfallen«, sagte ich und täuschte mich

damit ganz gewaltig! Doch das sollte ich erst erkennen, als es schon zu spät war.

***

Im Laufe des Nachmittags wurden wir immer nervöser. Es ging nichts voran. Wir durchforschten die Bibliothek des Grafen, doch er hatte uns zu viel versprochen. Ich fand kaum Hinweise auf die Geister von Château Brouillard, keine Unterlagen über die Gewölbe und Geheimgänge und schon gar kein Mittel, mit dem die Geister auszuschalten waren.

Das paßte zu unserem Verdacht, daß der Graf uns nur hergeholt hatte, um uns zu vernichten! Der Comte ließ sich nicht blicken, und wir hatten keinen Grund, ihn zu suchen. Da wir ihm nichts nachweisen konnten, hätte uns ein Verhör nicht geholfen.

Als sich Dämmerung über das Land senkte, hatte wir noch keine Fortschritte gemacht. Pierre war nicht wieder aufgetaucht.

»Wenn der Junge unseren Feinden noch nicht in die Hände gefallen ist«, sagte ich zu meinen Begleitern, »könnte er im Violon sein. Ich fahre jetzt!«

»Ich komme mit«, sagte Suko sofort.

»Ich auch«, fügte Jane hinzu. »Ich will nicht allein auf diesem Schloß herumsitzen.«

»Einer sollte aber hier bleiben und das Château überwachen«, wandte ich ein.

Suko bot sich an, damit Jane mich begleiten konnte. Ich stieg mit meiner Freundin in den Geländewagen der Gendarmerie.

»Wir sind noch nicht lange auf dem Schloß«, meinte Jane, als wir die Hälfte der Bergstraße hinter uns hatten. »Trotzdem kommt es mir so vor, als wären wir von jeder Zivilisation abgeschnitten! Als gäbe es keine Diskotheken und Kinos! Keine Restaurants oder Theater!«

»Geht mir genau so«, erwiderte ich und dachte an den Einsatzkoffer, den ich bei Suko zurückgelassen hatte. Die Waffen hatten wir aufgeteilt. Dennoch befanden sich einige unersetzliche Stücke in dem Koffer. Hoffentlich stieß Suko nichts zu. Suko und dem Koffer!

Weiter kam ich in meinen Überlegungen nicht. Vor einer der engen Haarnadelkurven stieg ich auf die Bremse.

Das Pedal polterte ohne Widerstand gegen den Wagenboden! Die Bremse funktionierte nicht.

»Festhalten!« schrie ich Jane zu und umklammerte hart das Lenkrad.

Mit zu hoher Geschwindigkeit schoß der Geländewagen in die Kurve. Das Fahrgestell ächzte und knackte beängstigend, daß ich den Atem anhielt.

Jane klammerte sich an der Karosserie fest. Sie schrie nicht, obwohl sie genau wußte, was passiert war.

Bis zur nächsten Kurve gab es eine kurze gerade Strecke. Hastig griff ich nach der Handbremse, doch der Hebel ließ sich ebenfalls ohne Widerstand ziehen.

Ganze Arbeit! Die Geister von Château Brouillard hatten es bisher nicht geschafft, uns umzubringen. Also versuchte es der Comte, Jacques oder Michelle auf ganz gewöhnliche Weise.

Auf dieser mörderischen Straße eine Kleinigkeit.

Die nächste Kurve sprang uns förmlich entgegen. Auf der einen Seite die Steilwand, die senkrecht in den Himmel stieg, auf der anderen Seite der Abgrund.

Ich fand eben noch Zeit, einen niedrigeren Gang einzulegen und die Kupplung schleifen zu lassen. Der Motor bremste den Geländewagen. Trotzdem waren wir zu schnell, und im nächsten Moment hielt ich den Schalthebel in der Hand!

Erst jetzt schrie Jane auf. Unsere letzte Hoffnung war geplatzt.

Ihre Hand schnellte zum Armaturenbrett. Sie drehte den Zündschlüssel herum – wollte ihn herumdrehen.

Ein zweiter Schrei meiner Freundin ertönte. Der Attentäter hatte auch den Zündschlüssel angesägt, so fein, daß ich es nicht gemerkt hatte. Doch nun war er abgebrochen.

Der Wagen ließ sich nicht mehr bremsen.

Er stieß gegen die Felswand. Meine Ohren barsten beinahe, als sich das Blech an den Steinen rieb. Es kreischte und knirschte erbärmlich. Das Fahrzeug schlingerte. In letzter Sekunde konnte ich verhindern, daß wir über die Kante hinausschossen.

Wieder eine Gerade, dahinter eine noch engere Kurve. Und der Wagen wurde schneller!

»Das schaffen wir nicht!« schrie Jane in Todesangst.

Mir lief der Schweiß in Strömen über das Gesicht. Ich wußte es! Wir konnten es nicht schaffen! Das war keine Situation, die ich mit meinen weißmagischen Waffen lösen konnte.

Ich riß das Lenkrad herum. Der Geländewagen schleifte wieder an der Felswand entlang. Jane ließ sich geistesgegenwärtig auf den Boden rutschen. Ich hielt das Steuer eisern fest und drückte den Wagen gegen die Steine.

Die Karosserie wurde in Fetzen gerissen. Der Wagen schüttelte sich. Immer wieder wollte er von der Wand abspringen, doch ich drückte ihn mit doppelter Kraft dagegen.

Der vordere Kotflügel löste sich und flog über das Dach davon. Die Tür wurde herausgerissen. Auf Janes Seite löste sich das Fahrzeug auf. Der Türholm brach, und noch immer zog ich das Lenkrad nach rechts. Wenn jetzt die Lenkung auch ausfiel, war es aus.

Aber sie hielt, und der Wagen wurde abgebremst. Noch vor der Kurve schlingerte er zum letzten Mal, dann ein harter Schlag. Der

Kühler war gegen eine vorspringende Felskante geprallt.
Mit einem Knall barst der Kühlkörper. Weiße Dampfwolken zischten unter der verbeulten Haube hervor.
Ich packte Jane am Arm. »Raus!« schrie ich ihr zu. Wir wußten nicht, was noch alles passieren würde.
Sie raffte sich auf. Aussteigen konnte sie auf ihrer Seite nicht, aber sie kletterte durch die zerbrochene Windschutzscheibe und wankte talwärts. Ich schob mich unter dem Steuer hervor und folgte ihr, so schnell ich konnte.
Wir hatten noch kein Dutzend Schritte getan, als ich hinter mir ein Knirschen hörte. Als wir uns umdrehten, löste sich der Wagen von der Steilwand, rollte ein Stück auf uns zu und erreichte die Kante.
Schaudernd sah ich, wie wir hätten enden sollen. Die linken Reifen verloren den Kontakt zum festen Boden. Der Geländewagen kippte über den Rand der Felsstraße, neigte sich und verschwand in der Tiefe.
Mit angehaltenem Atem wartete ich. Erst Sekunden später ertönte in der Tiefe ein dumpfer Aufprall, gleich darauf eine donnernde Explosion. Schluchzend lehnte sich Jane gegen mich.
Ich verzichtete darauf, nach unten zu blicken. Der Feuerschein vom Fuß der Wand genügte mir. Statt dessen blickte ich zum Schloß hinauf. Suko mußte alles mitbekommen haben.
Tatsächlich, er stand auf dem freien Platz vor dem Château und winkte uns zu. Wir hoben uns gegen die helle Felswand ab. Ich winkte zurück. Mein Freund wußte jetzt, daß uns nichts geschehen war.
Jane und ich setzten unseren Weg zu Fuß fort. Unten auf der Hauptstraße kam uns ein Wagen mit Sergeant Frambon entgegen. Das Feuer hatte ihn alarmiert.
Er brachte uns zum Violon und versprach, uns später einen anderen Wagen zu schicken.
Noch etwas weich in den Knien betraten wir die Disco, in der Hochbetrieb herrschte. Jane lehnte sich an mich und näherte ihren Mund meinem Gesicht.
»Weißt du, worüber ich froh bin, John?« schrie sie mir ins Ohr, um die Musik zu übertönen. »Daß wir nicht mit deinem Bentley gefahren sind!«
Dafür bekam sie von mir einen Kuß vor versammelter Mannschaft.

***

Jane versetzte mir einen Stoß, daß ich um ein Haar das Gleichgewicht verlor. Aufgeregt deutete sie zu einer Nische im Hintergrund der Disco. Dort saß Pierre mit einem etwa gleichaltrigen Fremden.
Wir drängten uns durch das Gewühl der jungen Leute und schoben

uns an den Tisch. Pierre zuckte zusammen, als er uns erkannte. Seine Augen glänzten fiebrig.

»Er will mich zu Michelle führen«, rief er und deutete auf den Fremden.

Ich faßte den Unbekannten schärfer ins Auge. Irgendwie hatte ich das Gefühl, ihn schon einmal gesehen zu haben, wenn auch unter ganz anderen Umständen. Und dann blickte ich ihm in die Augen. Die Erkenntnis traf mich wie ein Schlag.

Der Fremde nickte. »Ja, Monsieur Sinclair, ich bin Jacques, der Diener vom Château«, bestätigte er. Jane und Pierre schrien überrascht auf. »Ich werde Ihnen alles erklären!«

»Das wird auch nötig sein«, antwortete ich.

Eine Kellnerin kam an den Tisch. Ich bestellte für alle Cola. – Ich konnte es nicht fassen. Jacques sah wie achtzehn, höchstens zwanzig aus! Endlich standen die Getränke vor uns.

»Ich bin uralt«, berichtete der Diener freimütig, als wir unter uns waren. »Ich habe Generationen von Grafen auf Brouillard gedient. Sie alle beschäftigten sich mit Schwarzer Magie, und mein erster Herr verlängerte mein Leben auf unbestimmte Zeit. Zuerst war ich froh darüber, aber mittlerweile ertrage ich das Leben nicht mehr. Ich will endlich sterben können – aber der Graf gibt mir die Sterblichkeit nicht wieder, obwohl er es könnte. Ich bin in diesem Schloß gefangen. Die unzähligen Jahrzehnte haben Spuren an meinem Körper hinterlassen. Oben auf dem Schloß haben Sie mich in meiner wahren Gestalt gesehen. Der Comte hat mich absichtlich so häßlich gemacht.«

»Und jetzt?« forschte ich fassungslos.

Jacques zuckte die Schultern. »Ich muß alles für den Grafen tun. Dafür stellt er mir in Aussicht, daß er mich eines Tages sterben läßt. Er weiß, wie sehr ich leide. Habe ich gegen ihn gearbeitet, bestraft er mich, indem er mir für einige Zeit meinen jugendlichen Körper wiedergibt. So wie jetzt! Ich habe Mademoiselle Collins gerettet, und dafür muß ich büßen. In einigen Stunden werde ich wieder der alte Jacques sein, der sich nicht unter die Leute wagt.«

Jane beugte sich plötzlich vor. »Sie haben Suko auf der Zufahrtsstraße zum Schloß vor Michelle gewarnt!« rief sie.

Jacques nickte. »Damit ich rechtzeitig unten ankam, ließ ich mich durch die Steilwand fallen. Wie gesagt, ich kann nicht sterben. Die Schwarze Magie verhindert es. Nun ist aber ein Problem aufgetaucht. Der Graf wird bald sterben, er ist sehr krank. Er muß mich vorher von dem schrecklichen Bann befreien. Kommen Sie! Ich muß Ihnen etwas zeigen!«

Wir folgten ihm durch den Hinterausgang ins Freie. Es war bereits vollständig dunkel geworden. Trotzdem erkannte ich am nahen Waldrand einen Eselskarren.

»Ich bin kein schlechter Mensch«, sagte Jacques traurig. »Aber der Graf muß mich erlösen, bevor er stirbt. Deshalb muß ich seinen Befehl erfüllen. Er hat sein Schloß dem Satan geweiht. Und Sie, Monsieur Sinclair, Mademoiselle Collins und Monsieur Suko müssen in den Kellergewölben sterben. Ich werde Sie jetzt dorthin bringen – es tut mir leid. Und Pierre erleidet dasselbe Schicksal!«

»Niemals!« sagte ich schleppend. Das Sprechen fiel mir auf einmal schwer. Ich wollte nach der Beretta greifen. Meine Hand sank jedoch herunter. Ich wankte. Neben mir brachen Jane und Pierre zusammen.

»Ich habe Ihnen etwas in die Cola getan«, sagte Jacques. »Wehren Sie sich nicht, es hat keinen Zweck!«

Die Erde kam mit rasender Geschwindigkeit auf mich zu. Ich stürzte hart, wurde jedoch nicht ohnmächtig.

Bewegungsunfähig mußte ich zusehen, wie Jacques sich bückte und Pierre auf den Eselswagen lud. Dann holte er Jane.

Als er zu mir kam, um mich aufzuheben, wuchtete plötzlich aus der Dunkelheit hinter ihm eine massige Gestalt auf.

Im nächsten Moment flog Jacques wie eine leichte Puppe durch die Luft.

***

Suko wollte den Diener des teuflischen Grafen verfolgen, doch Jacques tauchte blitzschnell im Wald unter. Gleich darauf war Sergeant Frambon mit mehreren Gendarmen zur Stelle.

Suko ließ sich eiskaltes Wasser bringen. Ich nickte ihm aufmunternd zu, und er kippte es mir über den Kopf. Das half. Ich kam einigermaßen zu mir und berichtete.

»Nach dem Unfall hielt ich es nicht mehr im Schloß aus und bin euch gefolgt«, sagte Suko. »Was für ein Glück!«

Die Gendarmen brachten Jane und Pierre ins Krankenhaus, wo sie die Nachwirkungen des Betäubungsmittels auskurieren sollten. Sie waren noch nicht wieder bei Bewußtsein. Suko führte mich zu einem Polizeiwagen. Auf den Rücksitzen lag mein Einsatzkoffer.

»Sobald du dich fit fühlst, John, können wir«, sagte mein Freund.

Ich nickte grinsend. »Okay! Um Mitternacht bringen wir es hinter uns!«

Sergeant Frambon wollte uns begleiten, doch wir lehnten ab. Er durfte uns nur einen neuen Jeep übergeben.

»Ich weiß jetzt«, sagte ich während der Fahrt zum Schloß zu Suko, »was Jane meinte. Sie sagte doch, wir hätten etwas übersehen. Der Graf erwartet seinen baldigen Tod. Deshalb wird er alle Mittel einsetzen, um uns zu beseitigen. Er wird auch sich selbst nicht schonen.«

Suko sah mich erschrocken an. »Dann fahren wir mit offenen Augen

in die Falle!« rief er aus.
»Allerdings«, bestätigte ich. »Aber wir haben keine andere Wahl, sonst verwandelt der Comte sein Schloß vor seinem Tod in einen Stützpunkt des Satans! Michelle und Jacques sollen ihm helfen und sein Erbe verwalten!«
Wir erreichten das Schloß. Jeder von uns war bis an die Zähne bewaffnet. Trotzdem war es ein Kampf auf Leben und Tod.
Der Burghof lag verlassen vor uns. Wir trennten uns und schlichen im Schutz der Gebäude auf den Haupteingang zu.
In der Halle brannten sieben Pechfackeln. Sie verbreiteten düsteres Licht und beißenden Rauch.
»John Sinclair! Suko!« Die Stimme des Comte de Brouillard hallte von allen Seiten auf uns nieder, ohne daß er zu sehen war. »Ihr werdet das Schloß nicht lebend verlassen! In zehn Minuten wird es in die Luft fliegen und euch unter seinen Trümmern begraben! Aber tief im Inneren des Berges werden Satans Helfer hausen und das Land terrorisieren! Michelle und Jacques werden meine würdigen Nachfolger!«
»Freu dich nicht zu früh!« schrie Suko und schüttelte die geballten Fäuste.
Ich deutete auf die Geheimtür. Suko verstand. Er stellte sich daneben auf und hob die Dämonenpeitsche. Ich drückte gegen die Mauer.
Es klickte. Ein Teil der Wand schwang zur Seite.
Fauchend sprang mich Michelle an, aber sie erreichte mich nicht. Sie hatte hinter der Geheimtür gelauert und lief in Sukos Dämonenpeitsche. Ihr Wutgeschrei übertönte alle anderen Geräusche, so daß ich Jacques zu spät bemerkte. Er hatte seine übliche Gestalt angenommen. In den Händen schwang er ein langes Schwert.
Es sauste durch die Luft, genau auf meinen Kopf zu. Er wollte mir den Schädel spalten.
Ich warf mich zur Seite, überschlug mich und kam hinter dem alten Diener wieder auf die Beine, schnellte hoch und schlug kurz und trocken zu. Jacques konnte sich nicht rasch genug nach mir umdrehen und brach zusammen.
Ich wirbelte zu Suko herum. Michelle zeigte jetzt ihr wahres Gesicht, eine abstoßende Dämonenfratze. Anstelle der Hände besaß sie dolchartige Klauen, mit denen sie nach Suko schlug.
Suko verteidigte sich mit der Dämonenpeitsche, doch der Dämon, der einst Michelle gewesen war, unterlief die Peitsche und sprang meinen Freund an.
Mit einem weiten Satz kam ich Suko zu Hilfe. Er duckte sich, daß der erste Schlag des Dämons ihn verfehlte, doch dann sausten die tödlichen Krallen auf ihn zu.
Im letzten Moment stieß ich mit meinem silbernen Kreuz zu. Es traf

den Dämon an der Schulter, daß er mit einem haßerfüllten Aufschrei zu mir herumwirbelte.

Seine Pranken troffen von einer gelblichen Flüssigkeit. Wo sie die Steinplatten berührte, stiegen zischende Dämpfe auf. Es war ein höllisches Gift!

Der Dämon starrte auf das silberne Kreuz. Der Anblick bereitete ihm Unbehagen und Schmerzen, doch er schob sich näher an mich heran.

Sukos Hand fuhr unter seine Jacke.

Sie kam mit dem silbernen Dolch wieder zum Vorschein.

Als habe der Dämon einen besonderen Sinn für die Ausstrahlung des geweihten Metalls, drehte er sich hastig zu Suko um.

Das war für mich die entscheidende Gelegenheit. Mit einem Sprung war ich bei dem höllischen Wesen. Mit aller Kraft preßte ich ihm das silberne Kreuz in den Rücken.

Der Dämon warf sich nach vorne, doch ich ließ nicht locker. Suko hielt ihm den Dolch mit dem kreuzförmigen Griff entgegen. Bei diesem Anblick brach der Helfer des Satans zusammen.

Eine letzte Berührung mit dem Silberkreuz, und der Dämon streckte sich zitternd. Vor unseren Augen löste er sich in Staub auf.

Ein Windstoß fuhr durch die Halle und wirbelte den Staub davon.

»Seid verflucht!« dröhnte die Stimme des Grafen durch das Schloß. »Seid verflucht!«

»Raus hier!« schrie ich Suko zu. »Das Schloß muß jeden Moment in die Luft fliegen!«

Wir hasteten zum Ausgang, als sich uns zum zweiten Mal der Diener Jacques in den Weg stellte. Ich fegte ihn mit einem Schlag beiseite, ohne zu merken, daß ich noch das Silberkreuz in der Hand hielt. Aus den Augenwinkeln sah ich, daß Jacques plötzlich zusammenbrach.

»Lauf, John!« schrie Suko, doch ich kehrte um. Ich konnte den alten Mann nicht ohne Hilfe lassen.

Als ich mich über Jacques beugte, leuchteten seine Augen auf.

»Geh, John Sinclair!« flüsterte er. »Geh! Das Kreuz hat mich befreit! Der Bann der Grafen von Brouillard ist von mir genommen! Ich kann endlich in Frieden diese Welt verlassen!« Seine Augen brachen, sein Gesicht entspannte sich.

Suko packte mich und zerrte mich zur Tür. Wir hetzten zu dem Jeep, ich sprang hinter das Steuer und startete.

Der Boden zitterte. Dumpfes Grollen stieg aus dem Inneren des Burgberges.

»Fahrt zur Hölle!« brüllte über unseren Köpfen der Comte de Brouillard.

Er stand auf der höchsten Zinne seines Schlosses mit ausgebreiteten Armen und schleuderte uns Flüche nach.

Ich wartete nicht mehr, sondern jagte so schnell wie möglich den

Berg hinunter. Immer wieder schüttelte sich der Jeep unter neuen Erdstößen.

Plötzlich stieg eine mächtige Stichflamme in den nächtlichen Himmel. Ich warf einen flüchtigen Blick zum Schloß hinauf. Es hatte sich in eine gewaltige Fackel verwandelt, die den Grafen und sein höllisches Werk verschlang.

Es war ihm nicht gelungen, uns in dieser Falle zu fangen und zu vernichten. Wir hatten auch verhindert, daß er mit Michelles und Jacques Hilfe im Berg einen Stützpunkt der Hölle aufbaute.

Wir durchkreuzten auch seinen letzten Plan. Die Geröllmassen der Bergspitze stürzten erst auf die schmale Serpentinenstraße, als wir bereits das Tal erreichten.

»Mann, das nenne ich gründlich«, murmelte Suko erschüttert, und mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. Der Burgberg war zur Hälfte in sich zusammengestürzt. Dort oben existierte kein lebendes Wesen mehr, und die Geister von Château Brouillard hatten ihren Unterschlupf verloren.

Jane erwartete uns schon vor dem Krankenhaus. Sie hatte die Stichflamme gesehen und um unser Leben gezittert.

Pierre sagten wir nur, daß seine Freundin ums Leben gekommen war. Die ganze Wahrheit verschwiegen wir ihm. Sie war zu schrecklich.

Als wir am nächsten Morgen in meinem Bentley Nouvatelle verließen, stand Pierre noch lange neben dem Ortsschild und sah uns reglos nach.

»Dieses Satansschloß werde ich nicht vergessen«, sagte Jane seufzend, lehnte sich zurück und sah mich lächelnd von der Seite an. »Aber dafür haben wir beide jetzt – eine schöne Fahrt vor uns. Bleiben wir über Nacht in einem hübschen Landgasthaus, John?«

Ich nickte und wurde abgelenkt, weil im Rückspiegel ein schwarzer Punkt auftauchte, der sich rasch vergrößerte.

Sekunden später zog eine schwere Harley an uns vorbei. Der Fahrer hupte und winkte uns zu, und ich hupte zurück. Der Hüne in der schwarzen Lederkluft war kein anderer als unser Freund Suko. Seine Maschine war wieder in Ordnung.

»Es wird bestimmt eine schöne Rückfahrt, Darling«, sagte ich lächelnd zu Jane. Die Sonne schien in den Bentley herein und ließ Janes Haare golden aufleuchten.

Sie räkelte sich genüßlich. »Ich halte schon nach einem romantischen Gasthof Ausschau, John«, sagte sie leise.

Ich zog überrascht die Augenbrauen hoch. »Es ist noch nicht einmal Mittag!« rief ich. »Ich dachte, du willst da übernachten!«

»Habe ich das gesagt?« Jane lachte leise. »Man wird doch noch seine Meinung ändern dürfen, oder nicht?«

ENDE